Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

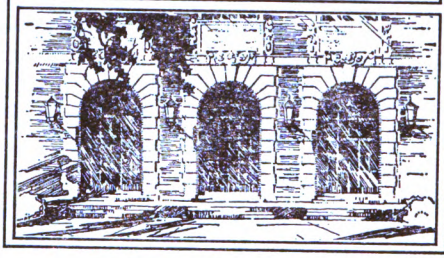
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1922:8

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN



BOOKSTACKS

„Eta-Formenprickler“

Eine neue medizinische Erfindung! Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebzellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird üppig und drall. Der **Erfolg ist ärztlich bestätigt.** So schreibt u. a. der **Kosmetiker Dr. med. Klatt:** „Senden Sie noch 2 ‚Eta-Formenprickler‘. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt.“ Preis komplett M. 24.— mit Garantieschein.

Laboratorium „Eta“, Berlin W 239,
Potsdamer Straße 32.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ein wertvolles Buch für angehende Kaufleute

Vom Stift zum Handelsherrn

Ein deutsches Kaufmannsbuch

382 Seiten. Von F. W. Stern. 24.—29. Auflage
Gebunden 36 Mark

**Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen
An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt**

Ein Werk, wie es jungen Kaufleuten oder denjenigen, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen, noch nicht geboten wurde. Es enthält in erzählender und unterhaltender Form den gesamten Entwicklungsgang des Kaufmanns von der Schule aus bis zur höchsten Stufe, zum Handelsherrn. In dem Werke ist eine Unmenge praktischer Erfahrungen sowie allgemeinen und besonderen Wissens mit jahrelangem eisernen Fleiß zusammengetragen, es ist aus der Praxis hervorgegangen und führt in alle Einzelheiten des kaufmännischen Geschäfts so ein, als ob eine persönliche Anleitung da wäre, gleichviel ob praktische Kontorarbeiten, Kalkulation, Spedition, Statistik und Auskunftei, Buchhaltung, Wechsellehre, Kassenwesen oder Warenkunde ꝛc. in Frage kommen. Der Leiter einer höheren Handelsschule schrieb nach Durchsicht des Manuskriptes: „Ich bin von dem Werke entzückt, weil es einen Studiengang wiedergibt, wie ihn jeder ordentliche Kaufmann durchlaufen sollte."

Proben aus dem Inhalt. (Das Buch enthält 22 Kapitel.)

Eine Unterhaltung über den Handel. — Der Kaufmannsberuf ein stolzer Beruf. — Phantasievolle Zukunftspläne. — Auf dem Kontor. — Systematische Arbeitseinteilung. — Studium und Behandlung der ein- und ausgehenden Korrespondenz. — Was von einem Jünger des Kaufmannsstandes alles verlangt wird. — Ernst erhält Anweisung über die Behandlung der Muster. — Kurt und seinen Brüdern wird Unterricht in der Preiskalkulation erteilt. — Auch etwas Chemie und Physik schadet dem Kaufmann nicht. — Fritz will zu viel verdienen. — Ernst, der Arithmetiker, muß seine Kalkulation berichtigen. — Eine wertvolle Belehrung über die Provisionsberechnung. — Zu viel Rabatt zehrt den Verdienst auf. — Die Brüder lernen, wie man Waren offeriert. — Kurt als angehender Korrespondent. — Freibleibende und feste Offerten. — Über die Spesen, die bei den einzelnen Offerten in Betracht kommen. — „Franko" eine riskierte Ausdrucksweise. — Die Vorsicht bei Angabe des Lieferungstermins. — Die Angabe des Erfüllungsortes bei Auslandsgeschäften und der praktische Nutzen davon. — Das Levantegeschäft und was man unter Levante versteht. — Die deutsche Levantelinie als Wegweiserin für den deutschen Handel im Orient usw. usw.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

O u X Beine heilt

auch bei älteren Personen

der Beinkorrektions-Apparat

Ärztlich im Gebrauch!

Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1.- Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!

Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus

„OSSALE"

Arno Hildner Chemnitz 14b

Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Ausw. z. Diensten. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Briefmarkensammler

Von **Dr. H. Brendicke**

Neu bearbeitet von

Alexander Bungerz

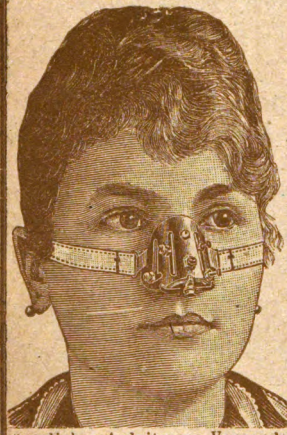
19.—24. Tausend. Mit 176 Abbild.

Gebunden 12 Mark

Ein für Anfänger wie Vorgeschrittene unentbehrliches Hilfsbuch.

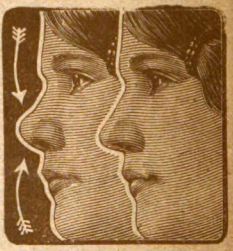
Zu haben in allen Buchhandlungen

Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Auswahlsendungen zu Diensten. Auch Ankauf jeden Postens. **Julius Reimers**, Großhdlg., Hamburg 11 a, Gr. Burstah 53.



Nasenformer „Zello-Punkt"

D. R. Patent und D. R. G. M.



Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** schreibt: Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200000 St. verkauft. Ill. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 50.—, mit weichsten Polstern M. 70.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Der Herr aus Amerika". (S. 36)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

8. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart/Berlin/Leipzig/Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

B47
1922:8

Inhaltsverzeichnis

Der Herr aus Amerika / Erzählung von Horst Bodemer / Mit Bildern von Adolf Wald 7

Die Waise / Roman von S. Barinkay (Fortsetzung) 53

Allerlei Nachdenkliches über den Kaffee Von Valentin Bronigk / Mit 13 Bildern 108

Die Kunst, sich Gesichter einzuprägen Von Hermann Radestock / Mit 11 Bildern 132

Ali Bufrahi / Eine Geschichte aus Marokko Von Hugo Piffl 141

Ungewöhnliche Maschinen / Von Franz Richard Fuchs / Mit 3 Bildern 169

Explodierende Pflanzen / Von Dr. Hans Friedrich 174

Mannigfaltiges

Eine Orakeltabelle für Wißbegierige 177
Einen Stiefel vertragen / Mit Bild 182

Digitized by Google

Aus dem dunklen Afrika 184
Die letzte Möglichkeit 188
Geheizte „Betten“ 188
Kleiderfarbe und Jahreszeiten 189
Der Spuk im Schloß 190
Im gewohnten Fahrwasser 192

Digitized by Google

Der Herr aus Amerika

Erzählung von Horst Bodemer

Mit Bildern von Adolf Wald

Seit acht Tagen gingen der Rechnungsrat a. D. Hagedorn und der Apotheker Steinlich senior mit recht kummervollen Gesichtern zum Dämmerschoppen. Eine ganze Woche war es nun her, daß sie den Dritten im Bunde, den Zahntechniker Schlotthammer, begraben hatten. Tag für Tag hatten sie von sechs bis acht Uhr zu dritt im „Goldenen Stern" ihren Skat gespielt, sich ein wenig gehäkelt, dann „Prosit!" gesagt und sich vor der Wirtschaftstür mit einem „Bis morgen!" voneinander verabschiedet. Denn jeder hatte einen anderen Weg nach Hause. Der Apotheker wohnte am Markt, er hatte sich ins Altenteil zurückgezogen, half, wenn er in Stimmung war, seinem Sohne oder ließ sich, die lange Pfeife in der Hand, das Samtkäppchen ein wenig schräg auf dem grauen Haar, auf der breiten Freitreppe, die zur Tür der Apotheke führte, sein umfangreiches Bäuchlein von der Sonne bescheinen. Da es nur eine in dem kleinen, kaum dreitausend Einwohner zählenden Städtchen gab, waren ihm diese alle bekannt. Denn in die Apotheke mußte schließlich jeder ein paarmal im Jahre. An Gesprächstoff mangelte es da wahrlich nicht.

Der Rechnungsrat Hagedorn, er war früher Kreissekretär beim Landratsamt gewesen, gehörte auch zu den ältesten Bürgern des Städtchens. Seine freie Zeit hatte er beim Skatspielen oder in seinem schönen, großen Garten, in den er sich eine kleine Villa gebaut, als er ans Abschiednehmen ernstlich gedacht hatte, verbracht. Und

Digitized by Google

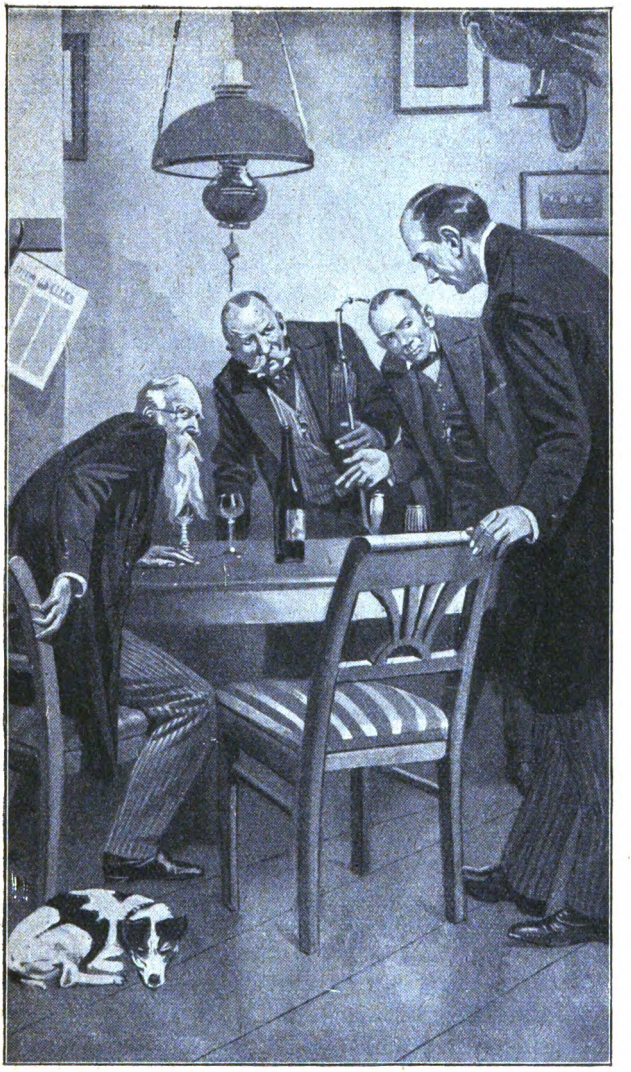
gab sich einer auch noch so gern mit Blumen, Obst und Gemüse ab, der Tag war doch lang, wenn man nicht mehr im Amt tätig sein mußte. Da hatte er sich immer auf den Dämmerschoppen und den damit verbundenen Skat gefreut. Verstärkt wurde diese Sehnsucht noch, als sich bei seinem Malwinchen auch allerlei Altersgebrechen einstellten, die sich recht oft in unhöflichen Ausfällen gegen ihren Ehemann äußerten. Da er außerhalb des Städtchens wohnte, die heranwachsenden Bäume auch den Schall heftiger Auseinandersetzungen auffingen, hatte sich sein Fell über Erwarten schnell abgehärtet.

Der Zahntechniker Schlotthammer hatte in der Bahnhofstraße gehaust, unweit des „Goldenen Sterns", des ersten Gasthofes am Platze. Auch er hatte, wie immer nach dem letzten Zusammensein, die Hände der beiden Freunde geschüttelt und gesagt: „Bis morgen!" Eines Tages war er aber nicht wieder aufgewacht; rasch und schmerzlos war er in ein besseres Jenseits abgerufen worden.

Nun saßen der Apotheker Steinlich senior und der Rechnungsrat a. D. Hagedorn bei ihrem Dämmerschoppen zu zweit recht wortkarg da, hoben die Gläser, sagten mit mürrischer Stimme „Prosit!" und stießen an. Tiefe Falten auf der Stirn, sahen sie vor sich hin, pafften wie die Schornsteine, und jeder dachte schweigend aber ernstlich darüber nach, wen sie wohl als Dritten in dem kleinen Städtchen auffordern könnten, den verwaisten Platz einzunehmen. Einen ordentlichen Skat spielen können und Herr im Hause sein mußte der Betreffende natürlich auch, damit man sich auf sein Kommen fest verlassen konnte. Die Auswahl war aber gering, ein paar wurden gewogen, aber zu leicht befunden.

In dem Gastzimmer war heute außer ihnen niemand.

Digitized by Google



Digitized by Google

Nicht mal ein Reisender, dem man auf Umwegen die Karten in die Hand hätte drücken können.

Da kam der Wirt herein.

„Wissen die Herren schon das Neueste?"

„Woher sollen wir das wissen?" knurrte der Apotheker Steinlich. „Wir sitzen doch hier schon seit 'ner Stunde und blasen Trübsal!"

Der Wirt zog die Augenbrauen hoch.

„Eine Überraschung, die besonders Sie interessieren wird, Herr Rechnungsrat. Die Villa der Frau Strempel, neben Ihnen, ist verkauft an einen älteren Junggesellen, einen Herrn Arbogast, er wohnt bei mir."

Steinlich und Hagedorn sahen sich an. Der gleiche Gedanke ging beiden durch den Kopf: Sollte dieser Herr Arbogast den verstorbenen Schlotthammer ersetzen können? Blieb nur die große Frage, ob er auch Skat spielen konnte.

Der Wirt rühmte seinen Gast weiter.

„Pikfeiner Herr! Ich kenn' mich doch in den Reisenden aus. Man bekommt da mit der Zeit den richtigen Blick. Das Band vom Kriegsverdienstkreuz trägt Herr Arbogast im Knopfloch. Pscht, da kommt er!"

Dienernd eilte ihm der Wirt entgegen. Er wußte, was er nun zu tun hatte, um sich bei seinen Stammgästen beliebt zu machen und sein Lokal um einen Stammgast zu vermehren.

„Herr Arbogast, darf ich Sie mit Herrn Rechnungsrat Hagedorn — er bewohnt die Villa neben der Ihrigen — und Herrn Apotheker Steinlich bekannt machen?"

Ernst und würdig verbeugte sich Herr Arbogast. Bartlos war sein Gesicht, die braunen Haare waren schon recht dünn geworden, in langen Strähnen lagen sie sorglich verteilt über den Schädel. Das linke Augenlid hing fast geschlossen herab.

Digitized by Google

Der Apotheker hatte gleich nach einem Stuhl gegriffen.

„Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Sehr freundlich, meine Herren!"

Der Herr Rechnungsrat begann zu plaudern. Als Kreissekretär hatte er es gut verstanden, zwischen Parteien zu vermitteln. Der Apotheker, die alte Spielratte, fiel sonst womöglich gleich mit der Tür ins Haus.

„Da werden wir ja Nachbarn! Ja, wie sind Sie denn auf unser liebes kleines Städtchen verfallen?"

„Der Zufall führt uns mitunter sonderliche Wege, meine Herren!" erwiderte Arbogast verbindlich lächelnd. „Wie Sie an meiner Sprache hören werden, bin ich Elsässer. Habe lange in Amerika gelebt, mich abgerackert und kam kurz vor Kriegsausbruch wieder nach Deutschland. Blieb dann in Berlin hängen." Ein tiefer Atemzug. „Mein liebes Elsaß gehört ja nun zu Frankreich; da ich gut deutsch fühle und denke, war es mir ganz unmöglich, in die Heimat zurückzukehren. Während des Krieges bot sich mir Gelegenheit, Deutschland nicht ganz unwichtige Dienste zu leisten, dafür bin ich ausgezeichnet worden. Und wie es im Leben zu gehen pflegt, auf Umwegen erfuhr ich, daß Frau Strempel gern nach Berlin ziehen wolle, weil ihre Tochter da verheiratet ist. Ich bot Tausch an. Mir gefiel das Häuschen mit dem großen Garten so gut, daß ich's kaufte. In meinem Alter will man doch endlich zur Ruhe kommen."

Man hob die Gläser, hieß Herrn Arbogast willkommen, der Apotheker Steinlich rutschte auf seinem Stuhl hin und her, die große Frage brannte ihm auf den Lippen. Ausnahmsweise einmal verstand er seines Freundes Hagedorn warnenden Blick. Da redete er schnell drauflos: „Ja, und Sie haben recht! Wir leben hier in einer schönen

Digitized by Google

Gegend. Mittelgebirge. Ich denke, ab und zu werden wir drei größere Spaziergänge zusammen machen."

Herr Arbogast hob bedauernd die Schultern. Größere Spaziergänge, daraus könne — leider — nichts werden. In seiner Jugend habe er bei Inbetriebsetzung einer starken elektrischen Anlage Pech gehabt — oder Glück, wie man's nehmen wolle. Damals sei man noch nicht so weit mit den Sicherungen gewesen wie heute. Einen Mordsschlag habe er abbekommen, eine, wenn auch ganz leichte Lähmung sei zurückgeblieben. Äußerlich zeige sich die an seinem linken Augenlid. Allzu große körperliche Leistungen dürfe er sich nicht zumuten. Und dann lachte er. Ein Krüppel sei er aber deshalb noch lange nicht. Gartenarbeit mit Maß und Ziel glaube er bewältigen zu können. Der Arzt habe ihm sogar zu dieser Tätigkeit geraten.

Das war kein erfreulicher Gesprächstoff. Der Apotheker Steinlich glaubte, daß nun der richtige Übergang zu der großen Frage gegeben sei, er fuhr sich über seinen großen, grauen Schnurrbart, rieb sich dann mit der flachen Hand die Glatze und sagte: „Können Sie Skat spielen, Herr Arbogast?"

„Nicht besonders. Aber wenn die Herren so freundlich sein wollen, dann und wann mit mir Karten zu spielen, so würde ich sehr dankbar sein."

Ob die beiden Spielratten so freundlich sein wollten!

Der Rechnungsrat Hagedorn strich seinen langen, weißen Vollbart glatt, drückte das Kinn an den Hals, sah über die goldenen Ränder seiner Brille diesen Herrn aus Amerika an und sagte: „Sehr schön! Und wenn Sie noch nicht gut Skat spielen können, na, das lernt man schon. Jeder muß erst Lehrgeld zahlen. Und wir räubern uns nicht aus! Wie wär' es: Übungsbeginn morgen abend sechs Uhr?"

Digitized by Google

„Mit Freuden, meine Herren! Aber Sie müssen Nachsicht mit mir haben!"

Das versprach man hoch und heilig und unterhielt sich weiter, bis der Apotheker Steinlich sich erhob: „Herrgott, 's ist schon halb neun!"

Die Herren verabschiedeten sich mit herzlichem Händedruck von Herrn Arbogast, trennten sich aber vor der Tür nicht wie sonst, sondern bummelten noch ein halbes Stündchen in den nahen Anlagen. Es war nun schon einerlei, ob sie noch ein bißchen später heimkamen, ihre Gardinenpredigten bekamen sie doch.

„Wie gerufen kommt uns der Mann," sagte der Apotheker.

Und der Rechnungsrat schmunzelte. Und stöhnte dann.

„Wenn das der gute Schlotthammer erlebt hätte! Einen Skat zu vieren! Wo einer immer sitzen und wanzen kann! Und die schönen Leichenreden nach jedem Spiel!"

Den Apotheker trieb es auf einmal eilig nach Hause. Zwar würde sich das Donnerwetter noch verstärken, wenn er seinem Bertchen mitteilte, daß ein neuer Skatkumpan gefunden sei, aber das ging heute in einem hin.

Ungefähr den gleichen Gedanken hatte der Rechnungsrat Hagedorn.

Sie hatten sich beide in ihrer Annahme nicht getäuscht. Herr Arbogast spielte gar nicht so schlecht! Und Ausdauer besaß er auch und war pünktlich. Meist war er zwar der Leidtragende, aber um größere Summen handelte es sich ja nicht, es ließ ihn auch anscheinend gleichgültig, ob er eine Mark zwanzig oder zwei Mark fünfundachtzig verlor.

Die Ankunft des Herrn aus Amerika wurde Stadtgespräch. Viele wiegten den Kopf zweifelnd hin und her; andere glaubten in dem immer sorgfältig gekleideten Herrn eine Bereicherung der Stadt erblicken zu müssen.

Digitized by Google

Begreiflich, daß die Frau Apotheker Steinlich senior und die Frau Rechnungsrat Hagedorn sich über den Mangel an Nachmittagsbesuchen in den nächsten Tagen nicht zu beklagen hatten.

„Ja, was sagt denn Ihr lieber Mann zu dem neuen Herrn aus Amerika? Er spielt doch Skat im ‚Goldenen Stern' mit ihm?"

Was war da zu sagen? Die rundliche Frau Apotheker meinte, was ihr Mann erzähle, ließe zwar einen günstigen Schluß zu; aber Menschenkenner seien die Männer ja nie! Und wenn einer mit ihrem Gustav Skat spiele und sich sonst zu benehmen wisse, dann wär' bei ihm alles in schönster Ordnung.

Und nicht viel anders drückte sich die hagere, große Frau Hagedorn aus. Vergaß aber nie hinzuzufügen: „Ich werde mir ja bald selbst ein Urteil bilden können. Denn Herr Arbogast wird, wie mir mein Mann sagte, bald in die Wohnung der Frau Strempel ziehen. Sie räumt ja schon. Und lobt den Herrn aus Amerika über den grünen Klee. Na, kein Wunder, er hat recht teuer gekauft!"

Als der Möbelwagen mit der Einrichtung des Herrn Arbogast ankam, sperrte das ganze Städtchen Mund und Nase auf. So schöne Sachen besaßen nicht mal Landrats, und die konnten es sich doch leisten. Ja, in Amerika, da lag das Geld auf der Straße. Der Dollar stieg, am deutschen Gelde gemessen, geradezu himmelan.

Am Sonntag mittag, nachdem Arbogast sich fertig eingerichtet hatte, machte er feierlich Besuch bei Hagedorns und Steinlich seniors. Und selbstverständlich besuchte am Montag Frau Hagedorn Frau Steinlich senior. Die hatte auch gerade zur Frau Rechnungsrat gewollt.

„Ein sehr feiner Herr, der Herr Arbogast," sagte Frau Hagedorn. „Zuerst war er bei mir!"

Digitized by Google

Frau Steinlich senior saß steif neben ihrer guten Freundin auf dem Sofa, tat, als spüre sie den Hieb überhaupt nicht, bremste nur ein ganz klein wenig.

„Ich gehöre nicht zu denen, die nach dem ersten Kennenlernen sich schon ein abschließendes Urteil erlauben, aber ich muß auch sagen — ungünstig ist der erste Eindruck auf mich jedenfalls nicht gewesen. Wir beide müssen bedenken, liebe Frau Hagedorn, daß unsere Männer, wäre dieser Herr Arbogast nicht aufgetaucht, in ihrer Skatwut Gott mag wissen auf wen verfallen wären. Von höherer Warte muß man die Dinge betrachten."

Und da waren die Freundinnen, ausnahmsweise, einmal ganz derselben Meinung. Von höherer Warte mußten die Dinge betrachtet werden.

Der junge Doktor Rollstab und sein Freund, der Direktor der Landwirtschaftlichen Winterschule Sauerwein, hatten beide ein etwas loses Mundwerk; sie waren denn auch wesentlich anderer Ansicht über Herrn Arbogast. Und gelegentlich, beim Schoppen, machten sie kein Hehl daraus.

„Merkwürdig, daß der Mann aus Amerika sich gerade unser Nest ausgesucht hat. Junggeselle und offenbar vermögend, da wohnt man doch lieber in der Großstadt, die viel mehr Annehmlichkeiten bietet, oder wenigstens in erreichbarer Nähe einer solchen. Abwarten, Herrschaften, irgendwo wird der Pferdefuß schon herausseh'n!" meinte Doktor Rollstab.

Und Direktor Sauerwein pflichtete ihm bei.

„Auf einmal werden die Leutchen hier Mund und Nase aufsperren! Und noch viel weiter als damals, wo sie die schönen Möbel zu sehen bekamen."

Auf die Frage, wie die Herren denn zu solchen Vermutungen kämen, zuckten beide die Schultern.

Digitized by Google

„Persönliches Gefühl! ... Abwarten! ... Daß sich ein Amerikaner, der drüben viel Geld gemacht hat und doch noch recht rüstig ist, hierher setzt, um mit Hagedorn und Steinlich Skat zu spielen, das geht einem denkenden Menschen nicht ohne weiteres in den Kopf."

Da ließ sich ja eine Menge dagegen sagen, aber man kniff lieber die Lippen zusammen, denn später wollte sich doch keiner auslachen lassen, wenn wirklich etwas nicht stimmen sollte.

Diese Bedenken wurden durch die Frauen der Männer, die mit Doktor Rollstab und Direktor Sauerwein ihren Schoppen tranken, schleunigst Frau Steinlich senior und Frau Hagedorn zugetragen. Selbstverständlich in wohlmeinendster Absicht. Denn wer nachher der Reingefallene war, brauchte für den Spott wahrlich nicht zu sorgen. Und der hänge sich doch auch an die Frauen der Skatbrüder, besonders, nachdem Herr Arbogast bei ihnen feierlich Besuch gemacht habe. Und nur bei ihnen!

Frau Steinlich senior und Frau Hagedorn hatten keine Geheimnisse vor ihren Männern. Sie stellten ihnen nachdrücklichst vor, was herauskäme, wenn Herr Arbogast etwa nicht hasenrein sein sollte.

Die Männer entrüsteten sich. Ob denn Bertchen und Malwinchen nicht wüßten, was für Klatschmäuler der Rollstab und der Sauerwein wären? Und ob denn der Herr Arbogast nicht auch auf sie einen recht guten Eindruck gemacht habe? Besonders der Apotheker Steinlich warf sich in die Brust.

„Die gönnen uns bloß unseren Skat nicht! Und übrigens bin ich Stadtverordneter. Jeder Mensch hat seine Papiere. Ich werde mal den Bürgermeister aushorchen. Sagen darf er mir ja eigentlich auch nichts. Aber ich deichsle das schon!"

Digitized by Google

Der joviale, dicke Bürgermeister Scheppert — er war Ende der Dreißiger und ein Sohn der Stadt — zog die Schultern hoch.

„Mein verehrter Herr Apotheker! Sie wissen, wenn es sein muß, hab' ich sieben Siegel vor dem Mund! Ich kann Ihnen nur so viel sagen: Wär' ich so ein Skatbruder wie Sie, es läge kein Grund für mich als Bürgermeister vor, mir das Kartenspielen mit Herrn Arbogast zu verkneifen."

Spornstreichs ging der Apotheker Steinlich senior heim und berichtete das seinem Bertchen.

„Na, dann ist's ja gut! Und überhaupt, daß Herr Arbogast die Kriegerswitwe Lindner mit ihrem vierjährigen Jungen als Wirtschafterin zu sich genommen hat, macht auf mich einen guten Eindruck. Frau Hagedorn sagte mir noch gestern, wie nett er mit dem Jungen im Garten spiele. Und der Buchhalter bei der Sparkasse, der mit Frau und Kind der Frau Strempel als Noteinquartierung in die kleine Villa gesetzt worden ist, lobt seinen Hausherrn auch sehr. Gar nicht kleinlich sei der! Wenn sein sechsjähriges Mädel sich mal an den Beeren vergriffen hätte, der Herr Arbogast lachte dazu. Doch 'n schöner Zug von ihm, nicht wahr? Und wo er die vielen schönen Möbel hat und sie nicht alle stellen kann, da wäre doch wahrhaftig auch Grund, sich zu ärgern. Aber er bliebe immer gleichmäßig freundlich und liebenswürdig. Und so ein Mann hat keine Frau!"

Was Herr Steinlich senior sich bei dem letzten Satz dachte, verschwieg er lieber seiner Frau. Aber seinem Freund Hagedorn teilte er noch am selben Tage mit, in wie anerkennenden Worten sich sein Bertchen über Herrn Arbogast geäußert habe, und vor allem, was der Herr Bürgermeister ihm gesagt.

Digitized by Google

Der Rechnungsrat war der gründlichere Denker. Er paffte erst ein paar Wolken aus seiner Pfeife und sagte dann nachdrücklich: „Jedenfalls können wir erfreulicherweise feststellen, daß stichhaltige Gründe gegen unseren neuen Skatbruder nicht vorzubringen sind. Nicht einmal von unseren Frauen! Aber Steinlich, Steinlich, unsere Weiber haben irgend etwas vor! Ich bin neugierig, was für 'ne ausgefallene Dummheit dabei herauskommen wird."

Der Apotheker zuckte gelassen die Schultern und lachte.

„Dann, lieber Hagedorn, werden wir auch mal 'n richtigen Spaß haben! Uns nämlich die langen Gesichter von Ihrem Malwinchen und meinem Bertchen anzusehen!"

Beim Skatspielen saß Herr Arbogast mit dem Rücken gegen das Gastzimmer. Ihm war's einerlei, wer kam oder ging. Als er eines Nachmittags wider Erwarten tüchtig gewann, stand mit einem Male der Rechnungsrat Hagedorn auf, verneigte sich höflich vor einem Gast, der eben eintrat, und sagte laut und vernehmlich: „Guten Abend, Herr Graf!"

Und auch Herr Steinlich senior erhob sich und legte sein Gesicht in würdige Falten.

Herr Arbogast drehte sich um, legte die Karten auf den Tisch, schritt auf den eben ins Zimmer getretenen General Graf Bärenburg zu und verbeugte sich vor ihm mit erfreutem Lächeln.

„Herr Arbogast! Ja, wie kommen Sie denn hierher? — So, angekauft! Das freut mich aber! Ich bin heute abend hier hängen geblieben, ein Pferdekauf ist noch in der Schwebe. Hab' nämlich ein Gut im Nachbarkreise.

Digitized by Google

Eine schöne Zeit war's, als wir zusammen in Berlin arbeiten durften!"

Steinlich und Hagedorn sahen sich an. Daß Arbogast solche Beziehungen hatte, davon ahnten sie nichts. Und nun hörten sie, wie der Graf freundlich fortfuhr: „Ich will Sie nicht abhalten von Ihrem Skat, mein lieber Herr Arbogast! Aber vielleicht essen wir nachher hier zusammen zu Nacht."

„Es wird mir eine Ehre und Freude sein, Herr Graf!" erwiderte Herr Arbogast höflich und begab sich wieder zu seinen Skatbrüdern.

Aber die wollten vom Weiterspielen nichts wissen. Morgen sei auch noch ein Tag. Und man hätte in einer Viertelstunde ja doch aufgehört. Im stillen hofften sie, morgen die Unterbilanz tilgen zu können und, anstatt Herrn Arbogast heute Geld auszuzahlen, morgen vielleicht gar mit einem bescheidenen Gewinn, wie fast täglich, heimzuwandern. Außerdem konnten sie ihrem Bertchen und ihrem Malwinchen auch den allerletzten Rest von Bedenken nehmen, falls ein solcher wirklich noch vorhanden sein sollte. Und sie waren natürlich die Menschenkenner und nicht der Rollstab und der Sauerwein! Der Apotheker freute sich schon auf morgen vormittag. Hoffentlich schien die Sonne, und er konnte sich auf seiner breiten Freitreppe ergehen — und sich auf einen gewissen Jemand stürzen und ihm gründlich den Star stechen.

Wie sich's Herr Steinlich senior gewünscht hatte, so kam es. Die Sonne schien vom blauen Himmel. In grünen Filzschuhen, das Samtkäppchen mit der darauf gestickten Efeuranke verwegen auf dem linken Ohre, ging er, seine lange Pfeife schwenkend, auf der breiten Freitreppe hin und her. In heiterer Stimmung. Das konnten alle fest-

Digitized by Google

stellen, die er beim Vorübergehen ansprach. Wenige waren das wahrlich nicht. Und dabei lugte er verstohlen aus den Augenwinkeln nach allen Seiten, damit ihm ja nicht der entging, auf den er's abgesehen hatte. Und das war der junge Doktor Rollstab. Den konnte er nicht leiden wegen seines losen Mundwerkes; aber das wäre schließlich zu ertragen gewesen, wenn er nicht so sparsam mit dem Schreiben von Rezepten gewesen wäre. Am liebsten verordnete er gar keine Medizin, und wenn es nicht zu umgehen war, dann so billige, daß kein Apotheker dabei die Butter aufs Brot verdiente.

Und da kam er endlich, der Herr Doktor, tänzelnden Schrittes. Zog schon von weitem den Strohhut, lachte über sein von Quarten und Primen und Terzen zerfetztes Gesicht und rief laut: „Guten Tag, mein verehrter Herr Apotheker!"

War Doktor Rollstab laut, konnte es der Apotheker Steinlich senior erst recht sein.

„Guten Tag!" brüllte er. „Da gibt's Dreckkerls in der Stadt, die verziehen das Maul über Herrn Arbogast. Der hat im Kriege in Berlin gearbeitet unter dem General Graf Bärenburg! Erzählen Sie das Ihren Kumpanen! Da sagen Sie wenigstens die Wahrheit!"

Doktor Rollstab machte mit einem Male ein todernstes Gesicht.

„Erlauben Sie, Herr Apotheker! Erlauben Sie! Hab' ich recht gehört? ... Dreck—kerls?"

„Ja! Jawohl! Dreckkerls! Sagen Sie es den Dreckkerls und den anderen Leuten! Und zu den anderen Leuten zähle ich natürlich Sie samt Ihrer Tafelrunde."

Drehte dann dem Doktor den Rücken zu und ging hochbefriedigt in die Apotheke hinein.

Einen Augenblick stand Doktor Rollstab da wie ein be-

Digitized by Google

gossener Pudel, dann zuckte er die Schultern und ging weiter. Was kam bei einer Beleidigungsklage heraus? Nichts! Denn der Fuchs, der Steinlich, hatte ja um das unparlamentarische Wort einen großen Bogen geschlagen, als er ihn packen wollte! Und dann gehörte er zu den Honoratioren, war Stadtverordneter. Ein junger Anfänger mußte sehen, wie er das Leben zwang, der alte Sanitätsrat Rothmännel hatte noch immer die größte Praxis im Ort und in der ganzen Umgebung. Der konnte im Kraftwagen rumsausen, während er sich auf dem Fahrrad müde strampeln mußte. Vorläufig noch! Und wie hieß es im Sprichwort: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Rache will kalt genossen sein! Und aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Mit der Zeit würde sich schon einmal Gelegenheit bieten, die Rechnung mit Zins und Zinseszinsen zu überreichen.

Den Tag über hatte sich Herr Arbogast im Garten nicht sehen lassen, sooft auch der Rechnungsrat über den Zaun blickte. Am Skattisch fand er sich aber pünktlich ein.

„Ja, mein lieber Herr Arbogast, warum sind Sie denn so schweigsam Ihren guten Freunden gegenüber? Waren an hervorragender Stelle tätig in Berlin," sagte der Apotheker mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen.

Herr Arbogast wehrte lächelnd ab.

„Es hat doch hoffentlich jeder während des Krieges seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Ich konnte mich nützlich machen, weil ich fertig Englisch spreche, und dann, das war der springende Punkt: ich kenne die Vereinigten Staaten wie meine Westentasche! Näheres mitzuteilen hat keinen Sinn. Und nun reden Sie nicht mehr davon. Übrigens der General Graf Bärenburg, der zu uns kam, als er nach einer Verwundung nicht mehr felddienstfähig war, ist ein tüchtiger Mann. Ja, wer gibt eigent-

Digitized by Google

lich? — Sie, Herr Rechnungsrat! Ich war vorn und hatte einen Grand mit dreien in der Hand, als das Spiel gestern abgebrochen wurde!"

Wieder besuchte Frau Hagedorn Frau Steinlich senior. Ganz dicht saßen sie auf dem Sofa nebeneinander. Die Frau Rechnungsrat legte ihre dürre Hand auf das rundliche Knie der Frau Apotheker.

„Wir können über das Skatspielen unserer Männer denken wie wir wollen, meine Liebe, darüber sind wir uns wohl vollkommen einig, in bessere Hände als die des Herrn Arbogast konnten sie nicht fallen. Die heute noch wagen, den Mund zu verziehen — und es gibt so unglaubliche Leute — haben für uns nicht mitzuzählen."

„Zweifellos! Ganz zweifellos!"

Die Frau Apotheker hob den Kopf hoch. Ihr Unterkinn fiel über die große Brosche, die auf schwarzem Grunde einen Jünglingskopf zeigte. Ihr Mann hatte sie aus Berlin mitgebracht, als er auf einem Apothekertag gewesen war und sich erst drei Tage nach Schluß der Sitzungen wieder zu Hause eingefunden hatte. Er behauptete, der Jüngling stelle Kupido dar. Ob das stimmte, hatte seine Frau nie festzustellen versucht, denn Gott mochte wissen, was sonst womöglich herauskam.

„Ja, meine Liebe, dann wär' es vielleicht Zeit, dem Plan näher zu treten, an den wir bisher nur flüchtig dachten. Ich stelle fest: Klärchen Scheppert ist siebenunddreißig. Dreizehn Monate jünger als ihr Bruder, der Herr Bürgermeister. In Berlin konservatorisch ausgebildete Musiklehrerin! Vor dem Krieg hätte sie hier ihr behagliches Auskommen. Zwei Mark erhielt sie für die Stunde, dazu kamen noch die Zinsen eines Vermögens von fünfundzwanzigtausend Mark. Wie wir alle wissen,

Digitized by Google

haben sich die Zeiten sehr zum Nachteil des guten Klärchens geändert. Unter fünf Mark kann sie unmöglich jetzt für die Stunde nehmen. Wem sitzt in unserem Städtchen aber das Geld so locker? Sehr, sehr wenigen! Und wer nicht ein Klavier besitzt, kann sich heutzutage keines kaufen. Ja! Es geht Klärchen Scheppert nichts weniger als gut. Und da läuft im Städtchen ein Hagestolz umher, Arbogast genannt, der aber auch alle Eigenschaften besitzt — ich beobachte ihn darauf täglich vom Fenster meiner Küche und von unserem Garten aus —, ein guter Ehemann zu werden. Zartfühlend — zartfühlend, meine Liebe, ließen sich wohl nun die ersten Fäden spinnen. Wird nichts draus — bedauerlich, aber wir können es nicht ändern! Und in die Nesseln setzen wir uns keinesfalls. Mein Mann hat eine Rehkeule aufgegabelt. Und da dacht' ich mir die Sache so: Sie kommen zu dieser Rehkeule mit Ihrem Mann, Bürgermeisters — und Klärchen Scheppert. Und für die müssen wir doch einen Tischherrn haben, nicht wahr?"

„Großartiger Gedanke," erwiderte die Frau Apotheker mit dem Brustton der Überzeugung.

„Ich stelle fest, daß wir uns wieder einmal ausgezeichnet verstehen!"

Da die Frau Hagedorn bis jetzt so schrecklich viel geredet hatte, wurde es höchste Zeit, daß nun auch sie sich eingehend äußerte. Und da eigentlich schon alles gesagt war, was gesagt werden mußte, brachte die Frau Apotheker Bedenken vor.

„Ein bißchen groß und robust ist freilich das Klärchen!"

„Ist vielleicht Herr Arbogast klein? Und das Robuste ist äußerlich. Äußerst empfindsam ist das gute Klärchen doch, das verrät ihr überaus feinfühliges Spiel. Um ihre Kunst hören zu lassen, werde ich ihr, nach der Rehkeule,

Digitized by Google

auf meinem neugestimmten Klavier — Sie sehen, ich denke an alles — Gelegenheit dazu geben. Wir werden scharf beobachten, welchen Eindruck das auf Herrn Arbogast macht."

Die Frau Apotheker fand, daß die Frau Rechnungsrat die Schleusen ihrer Beredsamkeit über Gebühr aufgezogen hatte. Kam dann alles in das gewünschte Fahrwasser, stelzte die einher und behauptete, sie habe die beiden prächtigen Menschen zusammengebracht.

„Ich beteilige mich aber nur, meine liebe Frau Hagedorn, wenn unsere Männer nicht das geringste von unserem Plan erfahren!"

Entrüstet rief die Frau Rechnungsrat: „Aber ich bitte Sie! Es ist doch selbstverständlich, daß wir denen gegenüber schweigen wie das Grab. Diese Tölpel von Männern, was verstehen die von Herzensangelegenheiten."

„Und den Mund können sie auch nicht halten, wenn es einen von ihrem Geschlecht betrifft!"

„Sehr richtig, meine liebe Frau Apotheker! Nehmen Sie mir es nicht übel — Ihrer noch weniger sogar als meiner, groß ist der Unterschied aber nicht!"

Der Dank fiel frostig aus. Der Hieb zuletzt wäre nicht nötig gewesen. Nun gelegentlich hieb die Frau Apotheker wieder; fest nahm sie sich das vor. —

„Allerschönsten guten Morgen!" rief der Rechnungsrat Hagedorn am nächsten Vormittag über den Gartenzaun.

Arbogast hackte gerade seine Frühkartoffeln und häufelte sie an.

„Guten Morgen! Guten Morgen! Über Ihnen blaut der Himmel schönster Zufriedenheit, man sieht es Ihnen an!" Auf seine Hacke gestützt, stand der Amerikaner da, griff dann nach dem Taschentuch und trocknete sich

Digitized by Google

die Stirn. „Ich habe schon anderthalb Stunden gearbeitet."

„Hab' auch allen Grund, mich heute besonders meines Lebens zu freuen! Ich stehe hier als vollgewichtige Deputation, mein verehrter Herr! Frau Rechnungsrat Hagedorn — ich auch, aber darauf kommt es nicht an — gibt sich die Ehre, Herrn Arbogast für morgen abend acht Uhr zum einfachen Abendessen in kleinem Kreise einzuladen!"

„Das ist ja ungeheuer liebenswürdig! Mit vielem Danke nehme ich an!"

„Freut uns ungemein!" Der Rechnungsrat schwenkte den Hut, setzte ihn dann schleunigst wieder auf und sah sich erst einmal um, ob sein Malwinchen nicht in der Nähe war. Als er ihr Fernsein einwandfrei festgestellt hatte, fuhr er etwas leiser fort: „Es werden noch erscheinen: Bürgermeisters, Steinlich seniors natürlich und — ja, sind Sie musikalisch?"

Herr Arbogast war sehr vorsichtig in seiner Antwort.

„O ja! Von Zeit zu Zeit — Musik!"

„Na, ich hab' bloß Verständnis für 'n richtigen Militärmarsch! Da zucken mir auch heute noch meine alten Beine! Also, weil doch jeder Hans eine Grete haben muß, soll heißen eine Tischnachbarin, hat meine Frau die Schwester vom Bürgermeister eingeladen — konservatoristisch gebildete Musiklehrerin. In reifem Alter. Dreizehn Monate jünger als der Bürgermeister. Sie wird Ihnen wahrscheinlich schon aufgefallen sein! Ein Elefantenküken! Ich möchte den Brustumfang nicht messen! Und ein entsprechendes Händchen dazu. Fallen Sie ja nicht in Ohnmacht."

„Ich bin nicht ängstlich," beteuerte Herr Arbogast. „Und gesehen habe ich Fräulein Scheppert schon auf der Straße."

Digitized by Google

Der Rechnungsrat bemerkte, wesentlich beruhigt: „Da wird also der Schreck von Ihnen mannhaft ertragen werden! Und morgen muß für mich der Dämmerschoppen samt Skat ausfallen. Wenn meine Frau 'ne Gesellschaft gibt, braucht sie mich zum Wegelaufen und Rumschupsen. Wahrscheinlich, damit mir nachher der Klimbim umso besser gefällt. Leiden und Freuden eines Ehemannes! Seien Sie froh, daß Sie ledig durch die Welt laufen, mit der Zeit überwiegen die Leiden nach meinen Feststellungen bedeutend!" Besorgt sah sich der alte Hagedorn um. „Na, bis morgen einstweilen! Wenn mein Malwinchen mich gar zu lange am Zaune stehen sieht, meint sie gleich, in unserem Garten schösse das Unkraut hoch."

Es mußte eine geheime Anziehungskraft geben, denn der Rechnungsrat und der Apotheker trafen sich diesmal bereits zehn Minuten vor der festgesetzten Zeit am Stammtisch. Hagedorn rückte ganz nahe an Steinlich senior heran, obgleich im Gastzimmer nur am Fenster ein Reisender saß und mit finsterem Gesicht seiner Firma die Aufträge, die er erhalten hatte, mitteilte. Sie waren anscheinend recht kümmerlich ausgefallen. Die Hand nahm Hagedorn auch noch vor den Mund.

„Steinlich, was hab' ich Ihnen neulich gesagt? Unsere Weiber hecken eine große Dummheit aus."

Der Apotheker stemmte das Kinn in beide Fäuste, lachte vor sich hin.

„Deshalb hatte ich's ja so eilig, heute abend hierherzukommen. Ich versteh' mich doch auf die Andeutungen meiner Frau. In einem fort fragt sie über Arbogast. Ob er wohl musikalisch sei. Und Klärchen Scheppert käme auch! Hagedorn, wenn es den Weibern Spaß macht, lassen wir sie getrost ein bißchen kuppeln. Denn erstens

Digitized by Google

können wir es nicht ändern, und zweitens, ob sie zu zweit oder zu dritt auf uns schimpfen, darauf kommt's wohl nicht an!"

Die beiden fuhren auseinander, denn Arbogast betrat das Gastzimmer. Steinlich fing gleich an, die Karten zu mischen, damit ja keine Zeit verloren wurde.

Fräulein Klärchen Scheppert kam mit Bürgermeisters. Steinlich seniors und Arbogast waren bereits da. In dem kleinen Raum wuchs die konservatoristisch gebildete Musiklehrerin zu noch gewaltigerer Größe. Über das ganze Gesicht strahlte sie, war auch nicht im geringsten befangen. Das Schönste war ihr goldblondes, volles Haar. Sie verhehlte gar nicht, daß sie sich freue, Herrn Arbogast kennenzulernen.

„Ich hab' schon so viel von Ihnen gehört! In einer kleinen Stadt wird nun einmal über einen Neuzugezogenen gesprochen. Und dann: Ihre Freunde sind auch die meinen!" Ein dankbarer Blick traf Frau Hagedorn. „Sie sind ja so weit durch die Welt gekommen! Gewiß erzählen Sie uns von Amerika."

Steinlich senior mischte sich in das Gespräch.

„Werden Sie kein Glück haben! Wär' es durch Zufall nicht herausgekommen, hätte er uns nicht einmal gesagt, daß er während des Krieges sich verdient gemacht hat, Fräulein Klärchen!"

Ein bewundernder Blick traf Herrn Arbogast aus den blauen Augen.

„Nun ja, nicht jeder trägt sein Herz auf der Zunge! Und das läßt Schlußfolgerungen auf den Charakter zu," sagte Fräulein Scheppert mit einem Lächeln.

Hagedorn und Steinlich senior sahen ihre Frauen an. Ihre Mundwinkel zuckten ein wenig spöttisch, und der

Digitized by Google

Bürgermeister wippte auf den Fußspitzen, zog seine Gattin, auf deren spitzer Nase ein goldumränderter Klemmer schaukelte, zu einem Bilde, das dem Rechnungsrat beim Ausscheiden aus dem Dienste von allen Beamten des Landratsamtes verehrt worden war.

Die Rehkeule schmeckte ausgezeichnet, der Mosel war sauer, und der Auflauf nicht richtig in die Höhe gegangen, aber die Stimmung war wundervoll. Frau Hagedorn und Frau Steinlich stellten mit größter Befriedigung fest, daß sich Klärchen Scheppert und Herr Arbogast vortrefflich unterhielten.

Und dann ging's in die gute Stube zum Klavier.

Fräulein Scheppert spielte, ihre Schwägerin, die Frau Bürgermeister, wandte die Notenblätter um. Die Herren saßen mit gesenkten Köpfen da, die Zigarren in der Hand, und hörten aufmerksam zu. Frau Hagedorn und Frau Steinlich senior mit der Kupidobrosche standen neben dem Klavier, die Hände gefaltet, und seufzten ab und zu einmal leise.

„Und nun singen Sie uns noch etwas vor, liebes Klärchen," bat die Gastgeberin.

„Gern! Aber da leiste ich wirklich nichts Hervorragendes."

Der Rechnungsrat begehrte pflichtschuldigst auf. Wie sie so etwas sagen könne! Und da sang Fräulein Klärchen das schöne Lied:

„Mond, hast du nicht gesehen, wie mich mein Schatz geküßt?
Frei muß ich dir gestehen, daß mich das sehr verdrießt!"

Da knallten nachher die Männerhände gegeneinander. Herr Arbogast erhob sich und ging ans Klavier. Brachte in gesetzten Worten seine Bewunderung zum Ausdruck und bat, sehr bescheiden, um noch ein Lied.

Digitized by Google

Klärchen Scheppert sträubte sich zwar ein wenig, aber dann sang sie sogar noch zwei Lieder.

Als man sich trennte, waren alle einig, es war ein sehr genußreicher Abend gewesen.

Am nächsten Sonntag, nach dem Kirchenbesuch, nahm Frau Hagedorn ihren Hut nicht ab, sondern pflanzte sich gleich nach der Heimkehr am Fenster auf.

Ihr Mann paffte vergnügt seine Pfeife und betrachtete sein Malwinchen. Als sie andauernd schwieg, fing er an: „Macht dir da unten einer andauernd Fensterpromenade, mein Heißgeliebtes?"

Spöttisch zuckten ihre Lippen.

„Nein, das war einmal. Und der Betreffende warst du! Ich wünsche nur etwas festzustellen. ... Aha!"

Da ging der alte Hagedorn in beschleunigtem Tempo ans Fenster. Da drüben machte Herr Arbogast, den Zylinder auf dem Kopf, gerade seine Gartentür zu.

„Der ist jetzt wohl deine stille Liebe?"

„Lern lieber auf deine alten Tage logisch denken! Wohin wird Herr Arbogast jetzt gehen? Zu Bürgermeisters, Besuch machen! Wie sich das gehört!"

„Und das rührt deine tiefsten Tiefen auf?"

„Wenn ihr Männer nicht blind wäret, so hättest du bemerken können, daß sich bei uns etwas angebahnt hat."

„Oh, das hab' nicht nur ich, auch Steinlich senior schon vor dem Rehkeulenabend vermutet. Einwendungen unsererseits sind dagegen nicht erhoben worden, mein gutes Malwinchen. Also kuppelt munter drauflos. Holt uns bloß den Arbogast nicht vom Skattisch weg!"

„Wenn wir eure derben Ausdrücke nicht gewohnt wären, da müßte man ... Aber wozu darüber noch Worte verschwenden! Im stillen hoffen wir freilich

Digitized by Google

immer noch, die Wohlerzogenheit des Herrn Arbogast wird auf euch abfärben. Ja, und gegen Ende der Woche haben wir eine größere Landpartie vor!"

„Arbogast ist aber nicht ganz taktfest auf den Beinen. Wenigstens was Landpartien anbetrifft!"

„Nun, wer so im Garten arbeiten kann, der wird auch ohne Beschwerlichkeit ein paar Kilometer bewältigen. Und sollte es ihm doch zu viel werden, dann wird sich jemand finden, der sich seiner annimmt."

„Allerdings! Da wär' Zweifeln wohl Frevel. Vorausgesetzt natürlich, Klärchen Scheppert beteiligt sich an der Landpartie!"

„Das ist doch selbstverständlich!"

„Dann bin ich ganz beruhigt, und du kannst jetzt getrost deinen Hut abnehmen, liebes Malwinchen!"

„Das werde ich nicht tun, sondern zu Frau Steinlich gehen!"

„Auch recht! Ich pass' einstweilen auf, daß die Sonntagssuppe nicht anbrennt — wie sich das gehört!"

Arbogast kam von seinem Besuch offenbar befriedigt heim. Etwas Spott zuckte um seine Lippen. Und ein übler Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Den aber schüttelte er unwillig von sich ab. Die Welt war nun einmal ein Narrenhaus, und jeder mußte sich in ihr so gut zurechtfinden, wie er konnte.

Hagedorns, Steinlich seniors, Bürgermeisters, Klärchen Scheppert und Arbogast waren die Teilnehmer an der Landpartie. Man hatte zwar erwogen, ob man den Kreis nicht größer ziehen sollte, war aber schließlich zur Überzeugung gekommen, daß Menschenherzen sich leichter fänden, wenn sich nur die beteiligten, die ein wirkliches Interesse an dem Zustandekommen dieses Ehe-

Digitized by Google

bündnisses hatten. Außerdem konnte das Gerede dann nicht so üppige Blüten treiben. Ein bißchen war ja angebracht, dann fanden sich die Herzen hoffentlich schneller.

Man sang gemeinsame schöne Lieder, Hagedorn erwog, ob er nicht den Kragen aufknöpfen und den Rock über den Stock, die Manschetten an die Uhrkette hängen sollte, ließ es aber schließlich bleiben. Fragte dann und wann besorgt Herrn Arbogast, ob der Marsch ihm auch nicht zu viel werde, aber nur, weil er sich nach einem Glase Bier sehnte. Aber der Amerikaner schüttelte den Kopf und hielt sich dicht an Klärchen Schepperts Seite, die ihre Lieder in den klaren Sommertag am lautesten hinausschmetterte.

Bei einer günstigen Gelegenheit stieß Steinlich senior seinen Freund Hagedorn an und sagte leise: „Je lauter 'n Vogel singt, umso verliebter ist er!"

Ein Kopfnicken, ein Lachen waren des Rechnungsrats Antwort. Und dann hielten sie mit einem Male. Arbogast mußte sich, zehn Minuten vor dem nächsten Wirtshause entfernt, hinsetzen und ausruhen.

„Aber, bitte, lassen sich die Herrschaften nicht aufhalten! Vielleicht machen sie eine kurze Rast in der ‚Talmühle', Herr Rechnungsrat sagte vorhin, die habe Schankgerechtsame. Ich komme nach!"

Klärchen Scheppert erklärte frei und unumwunden, daß sie bei Herrn Arbogast bleiben werde, wenn es nötig sein sollte, als Samariterin. Und soweit sie imstande sei, die Herren zu beurteilen, würden die einem kühlen Trunk in der Mühle nicht abgeneigt sein.

Man widersprach ein wenig, marschierte dann aber doch schmunzelnd weiter und überließ die beiden ihrem Schicksal.

Zu Herrn Arbogast setzte sich Klärchen Scheppert und

Digitized by Google

stellte sehr besorgte Fragen. Lächelnd, mit einem dankbaren Blick vernahm sie, daß die Schwäche bald wieder vergehen werde. Er spüre schon neue Kraft. Und diese Herzensgüte habe etwas Bezwingendes!

Klärchen Scheppert lehnte ein wenig entrüstet ab — von Herzensgüte zu reden, wo es sich um Selbstverständliches handle, sei doch nicht angebracht. Von Herzensgüte habe sie einen ganz anderen, viel größeren, hehren Begriff.

Und weil Herrn Arbogasts linkes Bein doch noch nicht recht wollte wie er, bot ihm seine Samariterin bis zur „Talmühle" ihren Arm. Das heißt nur, bis man aus dem Wald hinauskam.

Zur völligen Zufriedenheit der Frau Hagedorn und Frau Steinlich senior endete diese Landpartie zwar nicht. Aber sie stellten mit Genugtuung fest, daß die beiderseitigen Herzen sich tatsächlich näher gekommen waren.

„Liebe Frau Apotheker," sagte Frau Hagedorn, „taktvolle Männer — und es gibt nicht allzu viele in der Welt — üben Zurückhaltung und warten ihre Stunde ab."

„Ja," seufzte Frau Steinlich senior, „so ist es." —

Zwei Tage später kam Bürgermeister Scheppert in eine etwas peinliche Lage. Herr Arbogast suchte ihn auf und bat um eine Unterredung unter vier Augen.

„Ich kenne die deutschen Gepflogenheiten nicht so genau, Herr Bürgermeister! Bin, nachdem ich in Straßburg das Einjährige gemacht habe, nach Amerika als Kaufmannslehrling gegangen und möchte gegen gute deutsche Sitte nicht verstoßen. Als Familienoberhaupt darf ich wohl an Sie die Frage richten, ob Sie es nicht ungern sehen würden, wenn ich mich um die Hand Ihrer Fräulein Schwester Klärchen bewerbe. Meine Vermögensverhältnisse sind auskömmlich und durchaus geordnet!"

„Ja, du lieber Gott," hatte der Herr Bürgermeister

Digitized by Google

verlegen lächelnd erwidert, „ich habe nichts dagegen! Soll ich denn meine Schwester fragen?“

„Ich würde es — ich bitte sich in meine Lage zu versetzen — als Zustimmung betrachten, und vor allem auch von seiten Ihrer Fräulein Schwester, wenn ich nächstens einmal in engstem Familienkreise von Ihnen eingeladen werden würde. Beide Seiten wären dann jeder Peinlichkeit enthoben!“

„Das ist ein guter Gedanke, ein sehr guter, mein verehrter Herr Arbogast!“

Der Bürgermeister war froh, als der Besuch die Türe von draußen zumachte. Wie sich nun die Dinge weiterentwickelten, war für ihn klar. Und er hatte keinen Grund, mit dem Schicksal zu hadern, denn seine Schwester würde gut aufgehoben sein.

Beinahe wären sich, eine reichliche Woche später, Frau Steinlich senior und Frau Hagedorn in die Haare geraten. Alle Augenblicke steckte Herr Arbogast bei Bürgermeisters — na ja, man begriff das — für morgen abend hatte er sogar Bürgermeisters und Fräulein Klärchen zu sich eingeladen. Das war unerhört! Man hatte die ganze Geschichte eingefädelt — und zum Danke wurde man nun, wo alles in das richtige Fahrwasser kam, nicht beachtet.

„Sie, Frau Rechnungsrat, haben die Angelegenheit bei Ihrer Rehkeule nicht zart genug behandelt. Die Herrschaften werden Bemerkungen fürchten — Bemerkungen ...“

Das war Frau Hagedorn denn doch zu viel. Sie unterbrach die Freundin mit einer hastigen Handbewegung; schrill klang ihre Stimme, und die Augen funkelten.

Digitized by Google

„Ich? — Ich soll schuld sein? — Die Schuld suchen Sie gefälligst ganz wo anders — bei Ihrem Mann!"

Der einzige Weg war es, der nicht an den Abgrund führte.

„So? Hat der wieder mal Dummheiten geschwätzt, dann freilich!"

Frau Hagedorn wußte gar nichts. Aber sie nickte fünfmal hintereinander heftig mit dem Kopf und stöhnte dann vernehmlich.

„Ja, die Männer! Mit ihren Bärenfäusten! Wenn die bloß was vermuten, dann ist einer wie der andere."

Frau Steinlich seufzte ebenfalls und verabschiedete sich dann mit einem verstehenden Blick.

Die Männer aber spielten unterdes mit Herrn Arbogast Skat, knöpften ihm einen Grand ohne viere ab. Der Rechnungsrat meinte schmunzelnd: „Glück in der Liebe und dann auch noch beim Spiel — das wäre denn doch zu viel."

Der Apotheker rieb sich lachend die Knie. Arbogast aber machte ein ganz undurchdringliches Gesicht, als habe er die Andeutung nicht verstanden, und zuckte dann gelassen die Schultern.

Am Abend, als Herr Arbogast Bürgermeisters und Klärchen Scheppert bei sich sah, legte Frau Hagedorn die Karten. Ihr Mann sah ihr zu.

„Willst wohl feststellen, ob sie sich heute zum ersten Male um den Hals fallen?"

Malwinchen antwortete nicht. Als die Patience aber aufging, schob sie mit einem befreienden Seufzer die Karten zusammen.

„Sie sind sich bereits um den Hals gefallen!"

„Da will ich doch gleich mal rübergehen — gratulieren."

Digitized by Google

Frau Hagedorn hielt ihren Mann am Ärmel fest und sah ihn stumm und strafend an. —

Die Karten hatten nicht gelogen! Der Bürgermeister hatte in den letzten Tagen reichlich oft seiner Frau vorgestöhnt: „Wenn die Geschichte doch nun endlich zu einem Abschluß käme!"

„An Klärchen liegt's nicht," hatte die Frau Bürgermeister erwidert.

„Nein, wahrhaftig nicht! Gerade deshalb fängt mir an, die Lage peinlich zu werden."

Und er half nach! Sah sich in der schön eingerichteten Wohnung mit verständnisinnigem Kopfnicken um, trank Arbogast beim Essen ein paarmal zu — der Rotwein war ausgezeichnet — und zog, als die Zigarre nach Tisch halb aufgeraucht war, seine Frau wieder ins Eßzimmer, um noch einmal, recht gründlich, den schönen Kronleuchter zu bewundern.

Arbogast benutzte die Gelegenheit, nach Klärchens Hand zu fassen und sie stumm zu küssen. Die erglühende Jungfrau schloß die Augen, atmete schwer und entzog ihm auch nach dem dritten Kuß die Hand noch nicht. Da wuchs dem Herrn aus Amerika der Mut zusehends, sein rechter Arm beschrieb einen großen Bogen, ein sanfter Druck war kaum ausgeführt, da ruhte Klärchens Herz an dem seinen.

Der Bürgermeister betrat gerade mit seiner Frau das Zimmer wieder, als zum wer weiß wievielten Male Lippe auf Lippe brannte. Da tat er das einzig Richtige: zog seine bessere Ehehälfte wieder in das Eßzimmer, entdeckte auf der Anrichte eine noch fast volle Flasche Rotwein und zog sie sich mit seiner Frau bis zum letzten Rest andächtig zu Gemüte. Und um keinen unnötigen Lärm zu machen, tranken sie aus einem Glase. Dann aber

Digitized by Google

wurden die Stühle heftig gerückt und fest aufgetreten. Als sie in das Eßzimmer zurückgehen wollten, kam ihnen das Brautpaar Hand in Hand entgegen*.

Die Verlobung überraschte im Städtchen nicht sonderlich. Wohl aber wunderte man sich, daß das Brautpaar schon in fünf Wochen heiraten wollte. Der Buchhalter bezog die Wohnung von Klärchen Scheppert, er hatte von Herrn Arbogast noch einen Tausender drauf bekommen, aber das brauchte niemand zu wissen. Frau Steinlich senior und Frau Hagedorn wurden auch vollkommen zufriedengestellt, denn Herr Arbogast gab nicht nur ein großartiges Verlobungsessen, sondern lud seine Skatbrüder und ihre Frauen auch noch zur Hochzeit ein.

Recht oft mußte allerdings in der nächsten Zeit das Kartenspiel ausfallen, denn Herr Arbogast hatte sich seiner Braut zu widmen. Der Rechnungsrat und der Apotheker sparten nicht mit Verhaltungsmaßregeln.

„Na ja," sagte Hagedorn, „das ist jetzt eine Zeit für Sie, da muß man mal 'nen Pfahl zurückstecken. Aber das sage ich Ihnen: Einmal untergebuttert, und der Mann kommt nie wieder hoch!"

„Richtig, sehr richtig," pflichtete Herr Steinlich senior bei. „Und deshalb gleich nach der Hochzeit gezeigt, daß man auch als Verheirateter Reichsfreiherr, in gewissem Maße, zu bleiben gedenkt!" Mit der flachen Hand klopfte er nachdrücklich auf den Tisch. „Der Dämmerschoppen wird nicht an die Wand gehangen; das gibt's nicht!"

Arbogast beteuerte, daß er nicht im Traum daran denke. Wer solche gute Freunde auf dem Lebensweg gefunden, von denen trennte man sich nicht.

---

* Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Da kamen ihm die beiden einen Hochachtungsschluck.

Auf einmal bekam die Sache einen Haken. Herrn Arbogasts Papiere waren nicht ausreichend. Er konnte seinen amerikanischen Paß vorzeigen und die Verleihungsurkunde des Kriegsverdienstkreuzes, aber das genügte nicht.

„Ja, da schreib' schleunigst nach Straßburg. Dort bist du ja geboren," sagte der Bürgermeister.

„Ob die unter den heutigen Verhältnissen überhaupt sich bemühen?"

„Nimm mir's nicht übel, Karl, aber seine Papiere hat man doch zur Hand!"

„In Amerika ist das nicht nötig. Und dieser Paß da —"

„Ja! Ja! Bei uns Deutschen ist's nun mal so."

„Ich zweifle nicht, der General Graf Bärenburg würde sich für mich ins Zeug legen!"

„Du, das ist ein guter Gedanke. Ich bin Standesbeamter, du willst mein Schwager werden — wenn der Herr Landrat einverstanden ist, wird deines Generals und Grafen Gradestehen hoffentlich genügen!"

Drei Tage später war Graf Bärenburg zur Stelle. Mit dem Wagen war er gekommen. Er lachte, schlug Arbogast auf die Schulter.

„Ihr Brief hat mein Herz gerührt! Da bin ich! Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen!"

Der Landrat willigte ein, verlangte nur, daß das Aufgebot auch noch in drei Zeitungen bekanntgemacht würde.

„So," sagte der Graf, „nun stellen Sie mich aber, bitte, auch Ihrer Fräulein Braut vor, damit ich ihr sagen kann, was für einen braven Mann sie bekommt!"

Der alte Soldat war doch einen Augenblick sprachlos, als er die Walküre sah. Und dann lobte er den Bräutigam über den grünen Klee.

Digitized by Google

In Anbetracht, daß Herr Arbogast der Schwager des Herrn Bürgermeisters wurde, und daß der Landrat trotz mangelhafter Papiere sich zufriedengegeben hatte, segnete der Pfarrer das Paar kirchlich ein. Leicht wurde es ihm wahrhaftig nicht.

Nach dem Essen trat das junge Paar eine achttägige Hochzeitsreise nach Berlin an.

Die anderen feierten weiter. Sehr gründlich! Und zum Schluß hielt der Rechnungsrat Hagedorn eine ganz entsetzliche Rede. Er kenne seinen Freund Arbogast! Der lasse sich nicht unterbuttern! Der halte seinen Freunden die Treue! Der Dämmerschoppen wäre gesichert! Das sei die Hauptsache! Alles könne zugrunde gehen, wenn nur die Ecke im ‚Goldenen Stern' stehen bliebe samt ihren drei Skatmännern. Was sonst noch existiere, spiele dagegen eine geradezu kümmerliche Rolle. Und dann setzte er sich neben seinen Stuhl und wurde als vollkommen erledigt aus dem Saal getragen.

Acht Tage ging Malwinchen nicht in die Stadt, so schämte sie sich für ihren Ehemann.

In strammer Haltung begrüßten Hagedorn und Steinlich senior den jungen Ehemann, als er pünktlich am Tage nach der Rückkehr aus Berlin sich wieder zum Dämmerschoppen und Skatspiel einfand.

„Nicht locker lassen!" warnte der Apotheker.

„Gott bewahre! Und Ihre liebe Frau besucht eben die meine, Herr Rechnungsrat."

Der fühlte sich etwas bedrückt. Böse acht Tage hatte er hinter sich. Flitterwochen waren das wahrhaftig nicht gewesen.

Der Apotheker brachte ihn zum Lachen.

„Da wird wohl meine Frau auch so ungefähr jetzt bei

Digitized by Google

der Ihren sein, mein lieber Herr Arbogast. Das schwarzseidene mit der Kupidobrosche hatte sie schon um dreie an. Na, ich werde freiwillig mischen, damit der junge Ehemann gleich vorne ist. Hoffentlich hat er noch etwas Kleingeld aus Berlin mitgebracht." —

Doktor Rollstab und Direktor Sauerwein tauften Frau Arbogast „Frau Musika". Und der Name gefiel ausnahmsweise allen Parteien im Städtchen sehr gut.

Frau Musika war sehr verliebt in ihren Mann. „Karl meint" ... „Karl sagt" ... Das ging Frau Steinlich senior und Frau Hagedorn gegen den Strich. Sie bremsten.

„Liebe, beste Freundin, Sie dürfen unmöglich zeigen, wie herzlich zugetan Sie Ihrem Mann sind. Diese brutalen Geschöpfe drücken uns sonst kaltlächelnd an die Wand."

Frau Musika lachte. Bei ihr sei das nicht möglich. So einen verständigen, taktvollen Mann, wie sie habe, gebe es auf der ganzen Welt nicht wieder. Er sei eben eine Ausnahme. Sie wisse jetzt erst, warum sie geduldig Jahr um Jahr auf diesen Mann gewartet habe. Sonst wäre sie ledig geblieben. Jawohl!

Die Frau Rechnungsrat und die Frau Apotheker sahen sich an. Und die Blicke waren auch für Frau Musika nicht mißzuverstehen. Sie bekam einen roten Kopf und begehrte auf.

Überhaupt seien die Männer nach ihren Beobachtungen gar keine so schwierigen Geschöpfe, sehr, sehr oft läge es an den Frauen, die ihre Männer erst schwierig machten.

Das war zu viel! Das war ja ein Hieb! Ein böses Wort, auf zwei alte, ehrbare Ehegattinnen gemünzt. Sie erhoben sich steif wie die Zaunlatten. Frau Hagedorn

Digitized by Google

sagte spitz: „Meine Liebe, wir haben etwas länger Erfahrungen in der Ehe als Sie. Wir wollen Sie einstweilen in Ihrem Idealismus nicht stören. Bis auf später! Guten Tag!“

Und Frau Steinlich senior hieb in dieselbe Kerbe.

„Es gibt Menschen, mein liebes Klärchen, die werden erst recht spät klug. Mit einzelnen soll das mit sechzig Jahren erst der Fall sein. Es ist dir also noch einige Zeit gelassen. Guten Abend!“

Lachend machte Frau Musika ihrem Mann den Abgang der beiden Damen vor.

„Mach' sie dir bloß nicht zu Feindinnen,“ warnte dieser. Da fiel sie ihrem Ehemann um den Hals.

„Ich hab' ja dich! Du genügst mir vollkommen!“ Und dann sprang sie zu dem offenstehenden Flügel, spielte aus „Tannhäuser“ und sang dazu: „Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen.“

Im Sessel saß Karl Arbogast. Zusammengesunken. Seine Gesichtszüge wurden starr. Mitunter stellte sich das alte Grauen jetzt wieder ein. Hoffentlich redete er nicht im Schlafe. Ach was, verrücktes Zeug träumt jeder Mensch einmal! —

Daß es „Krach“ gegeben hatte, erfuhren natürlich der Rechnungsrat und der Apotheker. Aber sie redeten mit Arbogast nicht davon. Hier wurde Skat gespielt und gelacht. Mochten die Weiber sehen, wie sie miteinander fertig wurden.

Nach ein paar Monaten schlich es erst als kaum glaubbare Neuigkeit durch die Stadt, später bestätigte sich das Gerücht augenscheinlich. Es würde nicht mehr lange dauern, und Arbogasts wären zu dritt!

Da war für den angehenden Familienvater wieder ein Hochachtungsschluck fällig.

Digitized by Google

Und die Frau Rechnungsrat und die Frau Apotheker glaubten doch endlich wieder einmal die junge Frau besuchen zu müssen. Gänzlich waren die Beziehungen ja nicht abgebrochen gewesen, auf der Straße hatte man sich freundlich begrüßt, war ein paar Schritte zusammen gegangen, im übrigen aber kühl geblieben.

Frau Musika empfing die Damen freundlich, benahm sich, als ob es nie Mißstimmungen zwischen ihnen gegeben, nahm von jeder ein Dutzend gute Ratschläge in Empfang und brachte ihren Besuch sogar noch bis zur Gartentür.

Doktor Rollstab war in Berlin gewesen. Es war ihm durch einen Bekannten ein Brautkranz hingehalten worden. Daß er ihn nicht bekommen hatte, daran trug er keine Schuld. Er war bestens dankend abgelehnt worden. Und das verbessert die Laune keines jungen Mannes, besonders wenn die Einnahmen sich nur ganz allmählich heben. Es schien sogar, als ob sich ein dritter Arzt in dem kleinen Städtchen niederlassen wollte. Auch dieser Gedanke wirkte niederdrückend auf ihn. Sein Mundwerk hatte ihm schon viel im Leben verdorben. Zeit wurde es wahrhaftig, daß er sich mehr zusammennahm. Und etwas ernstlicher an seiner Weiterbildung zu arbeiten, war auch ganz angebracht. Da hatte er sich in Berlin ein Buch eines berühmten Professors gekauft, das in ärztlichen Kreisen Aufsehen erregt hatte. Es handelte zum Teil von der Anwendung der Elektrizität in gewissen Krankheitsfällen.

Auf der Heimfahrt vertiefte sich nun Doktor Rollstab in dieses Buch, da ihm die Reisegesellschaft nicht gefiel. Erst blätterte er im Inhaltsverzeichnis und schlug dann ein besonderes Kapitel auf. Da sank ihm mit einem Male

Digitized by Google

das Buch auf die Knie, seine Augen weiteten sich. Kopfschüttelnd nahm er das Buch wieder auf, las ein paar Absätze noch einmal, klappte es dann zu, rieb sich hierauf die Stirn. Träumte er denn? — Nein! Und der berühmte Professor würde doch nichts veröffentlichen, was er nicht verantworten konnte. Was er eben gelesen hatte, war ungeheuerlich. Und wenn es so war, was mußte er da tun? — Er ging zum Bürgermeister, zeigte ihm, was da stand, das weitere mußte er dem überlassen. Und wenn er stillschwieg, war ihm der Bürgermeister zu großem Danke verpflichtet. Da hatte also die verunglückte „Brautfahrt" doch etwas Gutes gehabt.

Der Bürgermeister war sehr ungehalten, als ihm das Mädchen sagte, Herr Doktor Rollstab sei da und müsse ihn sofort in einer ihn betreffenden Angelegenheit unter vier Augen sprechen. Ärgerlich legte das Stadtoberhaupt den Suppenlöffel hin, sah seine Frau an und erhob sich. Wenn man es mit diesem Doktor Rollstab zu tun hatte, kam doch weiter nichts als Verdruß heraus. Und gerade heute gab es sein Leibessen.

„Führen Sie den Herrn Doktor in mein Arbeitszimmer, Anna!"

Der Bürgermeister ließ den Besucher sofort merken, daß er ihm um diese Zeit nicht willkommen war. Aber Doktor Rollstab hielt ihm kühl ein aufgeschlagenes Buch hin und sagte: „Wollen Sie, bitte, die angestrichene Stelle lesen. Sie werden gut tun, sich zu setzen, Herr Bürgermeister, denn das, was da steht, wird Sie höchlichst überraschen."

Mit gefurchter Stirn nahm der Bürgermeister das Buch, wies stumm auf einen Stuhl, setzte sich an seinen Schreibtisch und las: „Die blitzartig tötende Wirkung eines hochgespannten Stromes der üblichen Wechselzahl,

Digitized by Google

etwa hundert pro Sekunde, hat im Jahre 1888 die gesetzgebenden Körperschaften von Neuyork zu dem Beschluß geführt, die Todesstrafe nicht mehr durch Erhängen, sondern auf elektrischem Wege zu bewerkstelligen. Ob das dem Parlament hierbei vorschwebende humane Ziel erreicht wurde, muß bezweifelt werden. Schon die Vorbereitungen zu einer derartigen Elektrokution — dies ist der amerikanische Ausdruck für eine elektrische Exekution —, also das Anlegen der Elektroden, erfordern mindestens so viel Zeit wie diejenigen bei anderen Hinrichtungsarten. Dazu kommt, daß die Hochspannung, die schon so manchen Monteur und Elektriker im Augenblick tötete, hier bisweilen aus unerklärlichen Gründen versagt hat.

Als junger Privatdozent war ich 1894 in Neuyork und hatte Gelegenheit, durch die Freundlichkeit des Professors Doktor Fergusson einer solchen Hinrichtung beizuwohnen. Der Delinquent war ein junger Raubmörder, aus dem Elsaß gebürtig. Karl Mengelin, Sohn ehrbarer Eltern. Nach der Hinrichtung überzeugten wir Ärzte uns, daß der Tod eingetreten sei. Und doch stellte sich das Unfaßbare heraus, daß der Hingerichtete am Leben geblieben war. Nach einigen Stunden fing er an, sich zu bewegen, am nächsten Tage war er wieder ganz wohlauf. Nur eine geringe Schwäche in der linken Körperseite war zurückgeblieben, das linke Augenlid blieb schlaff. Die Juristen stritten sich nun darum, ob Mengelin nochmals hingerichtet werden sollte oder auf freien Fuß zu setzen wäre, da er doch hingerichtet worden sei, die Todeserklärung vorliege. Die amerikanische Presse nahm in spaltenlangen Artikeln für und wider Stellung. Die Gerichte entschieden, daß die Hinrichtung vollzogen, Karl Mengelin nicht mehr existiere, der zum Tode Beförderte aus dem

Digitized by Google

Gefängnis zu entlassen sei. Natürlich war am Gittertor schon ein Impresario zur Stelle. Karl Mengelin zog mit ihm durch die Vereinigten Staaten. Der unter so eigenartigen Umständen dem Tode Entronnene erzählte in öffentlichen Vorstellungen dem Schaupöbel seine Erlebnisse und wurde ein vermögender Mann. Später störte ihn der Name, ein geschickter Anwalt setzte durch, daß Mengelin einen anderen Namen annehmen dürfe. Er nannte sich Karl Arbogast und wird wohl nun in Amerika behaglich seine Renten verzehren.

Ein drastisches Beispiel, wie die Elektrizität, wenn sie auch mit Hochspannung in der üblichen Wechselzahl durch den menschlichen Körper gejagt wird, aus uns auch heute noch unerklärlichen Gründen versagen kann."

Dem Bürgermeister Scheppert trat der Schweiß auf die Stirn. Kein Zweifel, dieser Raubmörder war sein Schwager, und seine Schwester sah in einigen Monaten ihrer schweren Stunde entgegen. Und der das wußte, hatte das loseste Mundwerk im ganzen Städtchen. Mit beiden Fäusten mußte sich der Bürgermeister auf die Schreibtischplatte stützen, als er sich erhob, bleich wie eine Kalkwand.

„Ich — ich habe Ihnen also zu — danken, Herr Doktor Rollstab!"

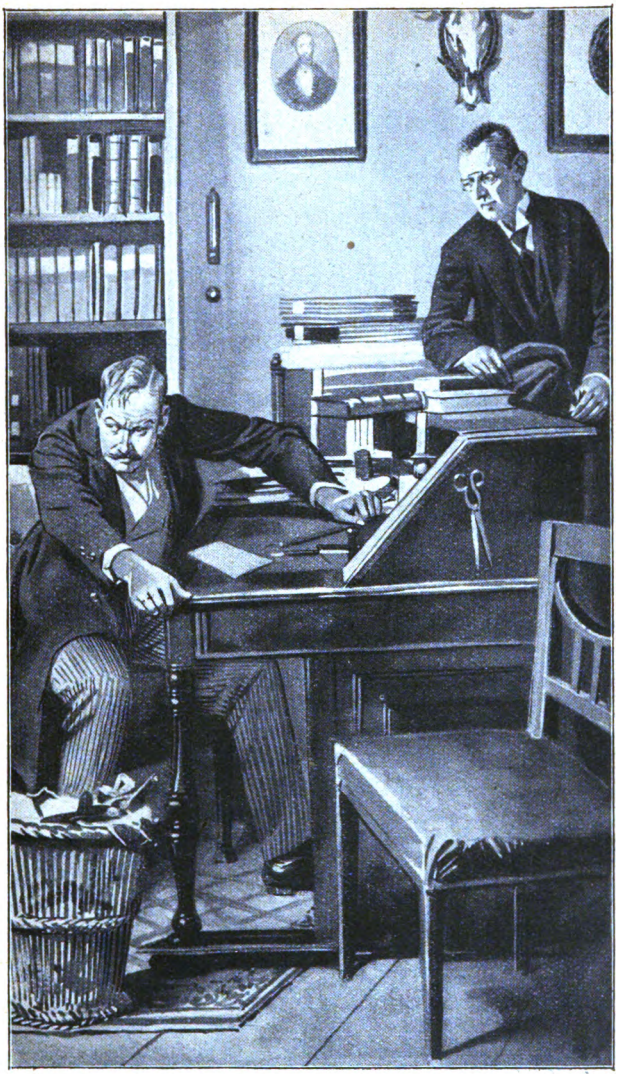
„Herr Bürgermeister, der Gang hierher ist mir bitterschwer geworden!"

„Sie haben das einzig Richtige getan! Hat noch jemand gelesen, was hier steht?"

„Nicht eine Silbe ist über meine Lippen gekommen, selbstredend habe ich das Buch keinem Menschen auch nur gezeigt. Darf ich die Schere dort vom Schreibtisch nehmen, die Seiten herausschneiden, Ihnen hier lassen?"

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein!"

Digitized by Google



Digitized by Google

Rollstab nahm die Schere. Nun lagen die Seiten auf dem grünen Tuch der Tischplatte.

„Meine ganze Erinnerung daran liegt dort, Herr Bürgermeister, ich weiß nichts, habe nie etwas gewußt!"

Ein stummer, dankbarer Händedruck. Dann entfernte sich Doktor Rollstab.

Der Bürgermeister steckte die Blätter in seine Brusttasche und ging schweren Schrittes hinüber ins Eßzimmer zu Frau und Kindern.

„Mein Gott, wie siehst du denn aus?"

„Ich muß sofort weggehen!"

„Dieser Doktor Rollstab!"

„Du, auf den schimpf' künftig nicht mehr! Ich hab' ihn eben als gediegenen Menschen kennengelernt!"

„Ja, aber was ist denn geschehen?"

Der Bürgermeister beruhigte mit zuckender Lippe seine Frau, so gut er konnte. Rief dann das Dienstmädchen.

„Anna, gehen Sie gleich zu Herrn Arbogast! Ich lasse ihn bitten, mich um drei Uhr im Rathaus aufzusuchen."

Frau Scheppert begriff das alles nicht, aber sie wußte, daß aus ihrem Manne nichts herauszubekommen war, wenn er nicht reden wollte. —

In bester Stimmung betrat Karl Arbogast das Dienstzimmer des Bürgermeisters. Er lachte.

„Weiß schon von Anna! Doktor Rollstab war bei dir. Ärgere dich doch nicht über den Menschen."

„Bitte zu lesen," sagte der Bürgermeister, gab seinem Schwager die herausgeschnittenen Blätter und beobachtete ihn scharf.

Dem zuckten die Nerven immer ärger auf der Stirn, je weiter er las. Das Blatt in seiner Hand fing an zu zittern, dann gab er es seinem Schwager zurück.

„Nun?"

Digitized by Google

„Es ist die volle Wahrheit!"

„Wenigstens eine gute Seite, daß nicht gelogen wird. Was soll geschehen?"

„Meine Frau darf keinesfalls jetzt irgendwie ..."

„Geb' ich zu! Und weiter?"

Gelassen lehnte sich Arbogast in seinem Stuhl zurück.

„Ja, was denn weiter? Wollt ihr es zum Skandal kommen lassen? Da seid ihr alle die Blamierten. Doktor Rollstab, von dem du wahrscheinlich das Blatt hast, wird zu bezahlen sein. Da muß ich eben gehörig in die Tasche greifen. In Amerika liegt noch eine stattliche Summe von mir, sie ist nicht beschlagnahmt gewesen während des Krieges. Ich hab' euch nichts von dem Geld gesagt, denn das geht euch nichts an!"

Den Bürgermeister schüttelte der Ekel. Da kam der Kerl zum Vorschein, wie er eigentlich war.

„Nein, das Geld geht uns nichts an! Hier handelt es sich um etwas anderes. Wie die Lösung von meiner Schwester stattzufinden hat, ohne daß es einen allzu großen öffentlichen Skandal gibt."

Karl Arbogast lachte seinem Schwager ins Gesicht.

„Hab' ich denn Grund, euch vor der Blamage zu schützen? Ich denke, da hat meine Frau ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Und da es nicht möglich ist, sie jetzt von den Tatsachen in Kenntnis zu setzen, so ist darüber erst in etwa vier Monaten zu reden."

Dem Bürgermeister brach der Schweiß aus allen Poren. Er überlegte scharf, erhob sich, sagte: „Kommen Sie! Wir gehen zu meiner Schwester."

„Ich lehne die Verantwortung ab — ausdrücklich!"

Den Bürgermeister würgte es im Halse; eine harte Entgegnung drängte er zurück. Machte nur mit dem Kopf eine Bewegung nach der Tür.

Digitized by Google

Der härteste Gang wurde es, den er in seinem Leben bisher getan. An der Seite eines Raubmörders, der sein Schwager war — zur Schwester.

Die spielte Klavier, als sie eintraten. Drehte den Kopf herum, lachte die beiden an — und brach das Spiel mit einer Dissonanz ab.

„Was habt ihr denn? — Wie seht ihr denn aus?"

Es dauerte lange, bis sie begriff. Abwechselnd bleich und rot wurde sie, sah bald nach ihrem Mann, der wie teilnahmlos an der Wand lehnte, bald nach ihrem Bruder, der zusammengesunken auf seinem Stuhl hockte.

„So sag' doch, daß es nicht wahr ist!" schrie sie ihren Mann an.

„Es ist wahr," sagte er gelassen.

Seine Ruhe nahm sie mehr mit als das, was soeben gesagt worden war. Das Zimmer fing an, sich vor ihren Augen im Kreise zu drehen. Ein Glück, daß sie auf dem weichen Langstuhl saß. Ihr Bruder sprang zu, stützte sie, ohnmächtig sank ihr Kopf nach hinten.

Während der Bürgermeister seine Schwester auf den Stuhl bettete, blieb Arbogast ruhig an der Wand stehen. Brummte nur.

„Wir haben uns wohl nichts mehr zu sagen?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

Mit einem Achselzucken verließ Karl Arbogast das Zimmer.

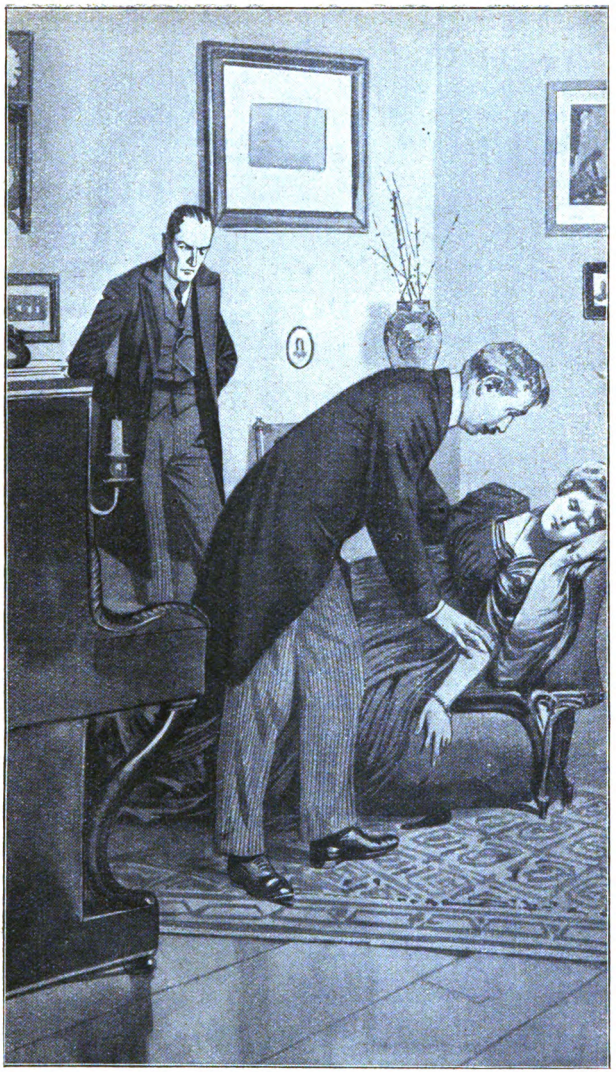
Der Rechnungsrat und der Apotheker warteten heute vergebens auf ihren Skatbruder.

„Ja, wo steckt er denn?" meinte Herr Steinlich senior. „Ich hab' ihn doch vorhin noch in die Post gehen sehen!"

Hagedorn war ja auch unwillig, aber trotzdem spielte ein Lächeln um seinen Mund.

„Alter Freund, wir wissen doch aus Erfahrung, wenn

Digitized by Google



Digitized by Google

Familienzuwachs erwartet wird, da kommen Tage, die nicht nach der Norm sind."

Aus Langerweile spielten die beiden Sechsundsechzig.

Frau Arbogast kam bald wieder zu sich, sie wurde ins Bett gebracht. Der Bürgermeister ließ seine Frau holen, klärte sie auf. Die hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

„Ruhig Blut jetzt! Vielleicht benimmt sich der Kerl so, daß es keinen öffentlichen Skandal gibt. Groß ist meine Hoffnung nicht. Wir bleiben über Nacht hier, bei Klara im Zimmer."

Sie hörten, wie Arbogast zurückkam. Er ließ von der Witwe Lindner seine Sachen aus dem Schlafzimmer holen; die wußte gar nicht, was sie denken sollte.

„Herr Bürgermeister, da meint man ja ... Und Frau Arbogast liegt im Bett wie eine Tote."

„Für Ihr Fortkommen sorge ich, — wenn Sie den Mund halten. Was Sie jetzt nicht begreifen, werde ich Ihnen später erklären."

Die Tränen traten der Frau ins Gesicht. Sie kniff die Lippen zusammen. Eine arme Witwe hatte an sich und ihr Kind zu denken.

Mit dem Frühzug hatte Arbogast das Städtchen verlassen.

Am Mittag lief es von Haus zu Haus: Arbogast ist weg, er ist ein Hochstapler. Das arme Klärchen Scheppert. Die ganze Wahrheit sickerte erst ein halbes Jahr später durch.

Atemlos kam Frau Steinlich senior zur Frau Hagedorn.

„Du gütiger Himmel! Aber was hab' ich in der ersten Stunde gesagt, sein linkes Augenlid, das er nicht hochbrachte, war mir immer verdächtig. Sie aber, Frau Rech-

Digitized by Google

nungsrat, fanden den Mann hinreißend! Ihre Menschenkenntnis hat Sie arg im Stich gelassen."

Das wurde Frau Hagedorn doch zu bunt.

„Wer hatte denn den ersten Gedanken, Arbogast mit Klärchen Scheppert zu verheiraten?"

„Sie, Frau Rechnungsrat!"

„Ich?! ... Da hört aber doch alles auf! Weil mein Mann gerade eine Rehkeule bekommen hatte ..."

„Haha — ha! So eine also sind Sie? ... Wir haben uns nichts mehr zu sagen!"

Die Frau Apotheker verließ das Haus.

Die beiden Skatbrüder fanden keinen dritten wieder. Sie sanken auf Sechsundsechzig, wenn sich ihrer nicht dann und wann ein Reisender erbarmte. Daß ihre Frauen aneinander vorübergingen, als seien sie Luft, störte sie nicht weiter.

Frau Arbogast wurde Mutter eines Jungen. Sie zog wieder in ihre alte Wohnung. Frau Strempel hatte Sehnsucht nach dem kleinen Städtchen bekommen, in Berlin gefiel es ihr nicht, sie kaufte das Haus zurück.

Und weil niemand Frau Arbogast sagen wollte — sie erteilte wieder Klavierunterricht — behielt sie den Namen „Frau Musika".

Scheiden ließ sie sich nicht von ihrem Mann. Der war für sie verschollen. Und nichts behielt sie für ihr Kind, was ihm gehört hatte. Den Jungen zu einem braven Menschen zu erziehen, war nun ihre Lebensaufgabe. Und die wurde ihr erleichtert, denn Tag für Tag hatte sie mindestens fünf Stunden Klavierunterricht zu geben. Es blieb freilich ein kümmerliches, aber ein anständiges Leben.

Direktor Sauerwein ging in dieser Zeit mit einem merkwürdigen Gesicht herum. Ein Lächeln spielte um

Digitized by Google

seine Lippen, die Mundwinkel hingen aber herab. Die einen meinten, er lache über das ganze kleine Städtchen, die anderen aber waren anderer Ansicht. Beliebt sei er nie gewesen, sein Freund, der Doktor Rollstab, verkehre jetzt in Honoratiorenkreisen, sein Stammtisch gefalle ihm nicht mehr, deshalb mache er eine so süßsaure Miene.

Als die Frau Amtsrichter im nächsten Jahre von einer Reise aus Tirol zurückkehrte, erzählte sie, sie habe Arbogast dort gesehen. Er besitze eine Sägmühle. Auch Frau Musika erfuhr es; da sagte sie: „Da scheint er wirklich endlich einmal rechtschaffen zu arbeiten. Das ist mir ein Trost."

Digitized by Google

Die Waise

Roman von S. Barinkay / Fortsetzung

Eine halbe Stunde kann ich bleiben, Schatz. Länger nicht! Es ruft die Pflicht. Aber für morgen nachmittag hab' ich mich freigemacht — für dich! Was treiben wir morgen? Einen Ausflug, eine Autelfahrt oder was sonst?"

Frau Dora blinzelte Hattinger vertraulich an.

„Was du willst, schöne Frau!" antwortete er zärtlich und drückte ihre Hand, die er nicht mehr losgelassen.

Sie hatte ihren Namen noch nicht genannt. „Frau Dora", mehr wußte und begehrte er auch nicht zu wissen. Er fand das, gleich ihr, ebenso interessant als bequem und zweckdienlich. Und daß sie Ende April oder Anfang Mai München verließ und nach dem spanischen Seebade reiste — „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb" — war ihm bekannt.

„Nein, nein, mein Freund. Ich unterwerfe mich dir. Ich tu', was du willst!"

Ein feiner Blumenduft ging von ihr weg.

„Pikkolo, bringen Sie das Morgenblatt der Neuesten!"

Bis er kam, nahm sie ein Tulaetui aus ihrem Ledertäschchen und zündete sich an Hattingers Zigarre eine Zigarette an, dabei Auge in Auge spielen lassend.

„Du willst im Mai nach San Sebastian reisen?" fragte sie mit koketter Miene.

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, griff sie nach der Zeitung, die ihr eben gereicht wurde, und schlug sie zielbewußt auf.

Als sie las und las, neigte sich Hattinger zu ihr.

Digitized by Google

„Was interessiert dich derart, daß ich Luft für dich bin?“ meinte er gekränkt.

„Auf der ‚Eselswiese‘ gehe ich spazieren. Ich habe heute bis jetzt noch nicht Zeit dazu gefunden. Entschuldige!“

„Hast du da etwas zu suchen?“

„Vielleicht!“

Ihr voller Körper straffte sich; sie warf sich in die Schultern und lachte mit dem hübschen Mund, der mit tadellosen Zähnen besetzt war. An wenigen Stellen funkelte das Gold einer Plombe.

„Ich erlebte vor zwei Tagen ein kleines, reizendes Abenteuer. Schreiben kann ich mir ja nicht lassen — das weißt du — also in der Eile die Zeitung — da lies!“

„Ich mag nicht!“ murrte er verdrießlich. „Sieh, wenn du so bist, was tue ich dann in San Sebastian?“

„Ach geh, sei kein Langweiler. Ich amüsiere mich doch nur und lasse dir das gleiche Recht. Das ist ja nur Flirt, notwendig zum Leben, mein Bester! Das frischt auf, gibt ein angenehmes Prickeln, das Blut wird champagnerleicht! Nun, wie ist's mit Sebastian? Könnte ganz schön werden dort.“

Sie legte die Zeitung auf den Tisch. Die gesenkten Lider deckten das Lauern in ihrem Blick.

„Verlangen hätte ich schon, doch da ist das Mädchen . . .“

„Welches Mädchen?“ Ihr Blick flammte auf.

„Meine Tochter — meine Pflegetochter. Karla.“

„Ah so! Wie alt?“

Ihre Stimme klang gleichgültig.

„Achtzehn bald. Sie fängt an, mich zu genieren. Ich möchte sie am liebsten ganz und gründlich vom Halse haben. Wie mach' ich das?“

„Verheirate sie, dann bist du sie los und aller Sorge

Digitized by Google

ledig, und sie ist am Ziel ihrer Bestimmung und glücklich!" erwiderte sie in lauem Ton.

„Kein schlechter Einfall! Wie aber einen Mann für sie finden? Ist eine umständliche Geschichte. Ja, wenn man einen kaufen könnte, wie man einen Hut, ein Kleid kauft. Ich ließe mir's ein Stück Geld kosten. Ohne Besinnen!"

„Wozu haben wir denn Heiratsbüros, mein lieber Schatz! Da hast du die Auswahl. Oder annonciere! Oder da, in der Zeitung, stehen täglich ein Dutzend Gesuche. Wählerisch wird sie ja nicht sein, die Kleine vom Lande."

Er hörte zerstreut ihre Reden an, sah nur den verführerischen Mund und das graziöse Lippenspiel.

„Ich muß fort. Leb' wohl! Nein, nein, begleite mich nicht — so mitten in der Stadt — am hellen Tag! — Leb' wohl! Morgen auf ein schönes Wiedersehen!"

Hattinger saß eine Weile in stumpfem Wohlbehagen da. Seine kleinen Augen glänzten. Er sog den Duft ein, der noch um ihn schwebte. Langsam kehrten seine Gedanken von vorher zurück, und der Vorschlag der weltkundigen Frau Dora arbeitete mit. Es war etwas daran. Frauen sind immer klüger in solchen Dingen. Das Mädel wäre unter der Haube am besten aufgehoben, und er brauchte sich weiter gar nicht mehr darum zu kümmern. Alt genug war sie ja.

Die Zeitung lag noch vor ihm. Er suchte. Erst noch die „Eselswiese", denn neugierig war er doch wegen des „Abenteuers" von Frau Dora. Doch aus den geheimnisvollen Abkürzungen und überschwenglichen Beteuerungen wurde er nicht klar. Dann die Heiratsannoncen.

Ob da nichts dabei war? Die Anzeigen mußten doch Erfolge bringen, so gut wie die anderen, mittels denen man Häuser kaufte, Lokale mietete und abgelegte Herrschaftskleider erstand.

Digitized by Google

Lächelnd las er die Wünsche von Männlein und Weiblein, idealen, materiellen, naiven Charakters.

Da war unter „Eheglück" der mittlere Beamte, der mit einem Fräulein, das alle häuslichen Tugenden und Vermögen besitzt, glücklich werden will. Fräulein mit kleinem körperlichen Fehler nicht ausgeschlossen.

Ein Akademiker wünschte eine vermögende Dame kennen zu lernen, die er für Vorstreckung der Mittel zur Vollendung seiner Studien heiraten wollte. Unter „Frühlingserwachen" wünschte ein Fräulein von sechsunddreißig Jahren einen älteren Herrn „behufs Ehe kennen zu lernen".

Ach ja! Hier, unter der Flagge: „Aufrichtig" das „junge, bildschöne Mädchen, ohne Vermögen, das einem alten, gutsituierten Herrn mit liebevoller Hingabe den Lebensabend zu erheitern verspricht".

So knapp die Wünsche auf wenig Zeilen zusammengedrängt sind, die Gesinnung des Suchenden blickt durch. Man ahnt seine Brutalität, seinen Egoismus, seinen simplen Standpunkt, auch seine Dummheit.

Hattinger studierte mit gefalteter Stirne. Das war nicht leicht.

Da traf sein Blick eine Anzeige, die zwei Spaltenbreiten einnahm und in ihrer Abfassung auf eine gewisse Aufrichtigkeit und Gediegenheit schließen ließ.

„Heirat wird für einen hochbegabten Künstler gesucht. Achtundzwanzig Jahre alt, große, schlanke Erscheinung, brünett; herzensgut, musikliebend, Naturfreund. Er denkt sich seine Lebensgefährtin als junges, hübsches, ebenfalls großes, schlankgewachsenes, unverdorbenes und gebildetes Wesen von idealer Gesinnung, das gleich ihm seine Erholung mehr im eigenen Heim als in lärmenden Vergnügungen ersieht. Der Suchende ist ohne Vermögen

Digitized by Google

und müßte dieses zur Sicherung eines so ziemlich sorgenfreien Lebens von der Dame eingebracht werden. Dem Künstler wurden mehrfache Auszeichnungen zuteil. Wenn er frei und ruhig schaffen kann, ist ihm eine bedeutende Zukunft sicher. Zuschriften, auch von Eltern oder nächsten Verwandten, angenehm. Bild Bedingung. Stillschweigen unbedingt zugesichert und verlangt."

Geld wollten sie alle. Einen Profit. So gut wie die anderen Inserenten, die ver- und anzukaufen suchten. Aber es war etwas an dieser Annonce! Etwas, was sich mit dem Mädel vielleicht in Einklang bringen ließ.

Groß und schlank war sie übergenug, unverdorben sicherlich. Gebildet, was man so unter Bildung versteht bei einem jungen Mädchen. Ideal veranlagt? Das war sie auch, sonst wäre sie nicht bei Mondschein auf der Heringslake zu Halleck stillselig herumgegondelt. Hübsch — das ist und bleibt immer individueller Geschmack. Jedenfalls hatte sie keinen Makel im Gesicht. Und ihre Augen waren sogar bemerkenswert.

Sein Geschmack wäre sie nie und niemals gewesen. Aber Künstler sehen anders, wollen alles anders als Menschen, die fest und sicher und behaglich auf realem Boden stehen. Ein solcher Windflügelmann, der aus Stimmungen heraus sich bewegte und mit unwirklichen, genannt künstlerischen Dingen abgab, paßte sicher für das zarte Mondscheinchen.

Hattinger ließ sich Briefpapier geben und holte seinen Füllfederhalter hervor.

Nur nichts auf die lange Bank schieben! Der herzensgute, musikliebende Jüngling, der lieber daheim hockte, als vergnügt bei Trunk und gutem Essen in lustiger Gesellschaft zu sitzen, war ein armer Teufel. Armut ist fügsam. Er schrieb kurz:

Digitized by Google

„Geehrter Herr!

Meine Pflegetochter, glaube ich, könnte die Ansprüche erfüllen, die Sie laut Ihrer Anzeige an Ihre Zukünftige stellen. Vermögen, wenn auch in beschränktem Maße, soll sie erhalten. Bild kann ich leider nicht senden. Bilder besagen auch nichts in diesem Falle. Sie könnte noch so schön sein und nicht nach Ihrem Geschmacke. Wir leben in München und persönliches Gegenüberstellen ist jederzeit möglich. Belieben Sie Rücksprache mit mir zu nehmen, so finden Sie mich täglich von ein bis zwei Uhr an einem Fensterplatz im Restaurant Künstlerhaus am Lenbachplatz, erkenntlich ..."

Ja, woran?

Er sah nachdenklich auf die Billardspieler, die sich eingestellt hatten. Dann haftete sein Blick auf dem Gegenüber, einem Herrn, der vor sich ein blaues Geschäftskuvert liegen hatte.

Solche trug auch er immer in der Brieftasche. Das machte ihm am wenigsten Mühe. In dem Sinne schloß er, unterzeichnete schwerzügig seinen Namen und warf den Brief im Vorübergehen in der Hauptpost ein.

Befriedigt schritt er weiter. Vielleicht gelang's auf diese Weise. Wurde nichts daraus, bei Frau Moralt konnte er das Mädel noch immer lassen.

Hattinger war doch überrascht, als am nächsten Mittag schon ein Herr den Speisesaal des Künstlerhauses betrat, der suchend herumsah und nach einem Blick auf den blauen Umschlag, den Stephan nach einigem Zögern vor sich hingelegt hatte, auf ihn zuschritt.

„Habe ich die Ehre — Herr Hattinger?"

Der Gefragte verbeugte sich bejahend. Er prüfte die große, etwas schmale Gestalt, den brünetten Kopf mit

Digitized by Google

einem blassen, mageren, beinahe leidend aussehenden Gesicht.

Er dachte: Herrgott, hat's der aber eilig. Pressiert's so, der idealen Lebensgefährtin oder des Vermögens wegen, das sie einbringen soll?

„Bildhauer Walter Jessen!" stellte sich der junge Mann vor, der sorgfältig gekleidet war, allerdings nicht nach der neuesten Mode. Er hatte die lässige Noblesse der Haltung, die man bei Künstlern oft findet. Über einer Adlernase standen zwei goldbraune, kluge und ein bißchen scharfe Augen. Vielleicht war's das Glas, das den Ausdruck verursachte. Er war kurzsichtig. Der bartlose Mund zeigte eine leichte, müde Üppigkeit. Von der hohen Stirnwölbung ging ein Eindruck aus, den Hattinger sofort spürte. So daß er sich gestand: der Mann ist mir weit über!

Aber das war nur in der Sekunde gewesen, in der Jessen ihn kurz forschend angeblickt hatte. Jetzt schien der junge Mann verlegen.

Das gab Hattinger das Übergewicht.

„Mein Herr, Ihre Anzeige, auf die ich geantwortet habe, enthält so ziemlich alles, was zwischen uns zu sagen ist," begann er in seiner kurzen Art, nachdem Jessen Platz genommen, „vorausgesetzt, daß alles andere ebenso wahr ist als die Tatsache, daß eine Frau mit Geld Ihnen unter die Arme greifen soll."

Die Stirn Jessens färbte sich tiefrot.

„Die Beweise kann ich schriftlich wie durch Zeugnisse erbringen. Es steht Ihnen frei, Erkundigungen über mich einzuziehen. Ich nenne auf Wunsch Adressen."

„Das würde sich dann alles finden, Herr Jessen."

„Ich glaube, daß auch meine Pflegetochter bestimmt Ihren Anforderungen entsprechen wird, wenn sie Ihnen

Digitized by Google

sonst sympathisch ist. Annehmen darf ich wohl, daß Sie Wert darauf legen, nicht bloß auf die Höhe der Mitgift?"

„Gewiß. Sogar großen Wert!" entgegnete der Bildhauer mit einem Gesicht, das sich kalkweiß ansah. „Wenn Sie mir Gelegenheit geben, die Dame ..."

Hattinger schnitt ihm mit einer Geste die Worte ab. „Es hat also alles weitere keinen Sinn, ehe Sie das Mädchen nicht wenigstens gesehen haben. Ich mache Ihnen den Vorschlag: Sie bleiben hier und ich führe in etwa einer halben Stunde das Mädchen draußen am Fenster vorüber. Dann komme ich zu Ihnen zurück und wir sprechen weiter. Ich gehe flink ans Werk. Wundern Sie sich nicht. Mir liegt viel daran, rasch vorwärts zu kommen."

Wortlos, mit einer stummen Verbeugung stimmte Jessen bei.

Hattinger bezahlte und empfahl sich.

Der junge Mann sank erschlafft in sich zusammen. Ein schwermütiger Ausdruck kam in sein Gesicht.

Nach einer Weile richtete er sich wieder auf, trank in schnellen Zügen von dem Wein, den er sich hatte bringen lassen, und langsam zeigten sich Linien von starker Spannung in seiner Miene. Die Zeit schien endlos lang. Durch das hohe Fenster spähte er unablässig.

Am Trottoir drüben entdeckte er plötzlich den stattlichen, aber wenig anziehenden Mann, der ihm vorhin gegenübergesessen war. Neben ihm eine Gestalt in Trauerkleidung.

Hattinger lenkte quer über die Straße her und machte seine Begleiterin auf etwas aufmerksam, was sich am Hause, über dem Fenster des Restaurants befand.

Man sah die großen Augen von weicher, dunkler Tiefe in dem zartfarbigen, feinen, von Freude bewegten Gesicht.

Jessen zog den Kopf zurück und drückte sich in die Ecke.

Digitized by Google

Das Mädchen warf keinen Blick in das Lokal, wandte sich ab und schritt mit dem Vater den Weg entlang weiter.

Die Blicke des jungen Künstlers folgten ihr mit einem eigentümlichen Leuchten.

Es dauerte nicht lange, kehrte Hattinger zurück.

Walter Jessen hatte ihn aufrecht und mit einem Zug von Verschlossenheit in den Mienen empfangen.

„Die Dame ist mir sehr sympathisch!" erwiderte er knapp, ohne ihn anzusehen.

Nach einem kurzen Schweigen hob er den Blick ernst und fragte zögernd: „Hat sie vielleicht einen geistigen oder unsichtbaren körperlichen Defekt?"

Hattinger lachte, daß seine Zähne blinkten und sein starker Leib erzitterte.

„Gott bewahre! Weder eins noch das andere. Außer Sie nehmen als Makel, daß sie von einfachen Eheleuten stammt, die starben, als sie noch ein Säugling war. Meine Frau bildete sich das Kindel ein, sie erzog es wie ein eigenes, nach der Norm gutsituierter Leute. Nun bin ich Witwer und mich geniert das Mädchen. Da haben Sie die einfache Erklärung. Was das Vermögen anbetrifft," fuhr er fort, in einem Tone, der einen geschäftsmäßigen Anhauch bemerken ließ, „gäbe ich ihr ..." Er besann sich lange. „Ich gäbe ihr achtzigtausend Mark."

Die genannte Summe war die halbe Barmitgift Karlines gewesen. Wenn er sie hingab für das fremde Blut, tat er wohl genug und sein Gewissen war frei. Der Mann da machte einen ganz guten Eindruck. Wenn er nicht ein Schwindler war, was man doch nicht annehmen konnte. Übrigens, erkundigen wollte er sich ja nach ihm und sichergestellt müßte ihre Mitgift auch werden.

Wurde sie nicht glücklich, Karline hätte ihr das Glück auch nicht zentnerweise kaufen und zwiefach versichern

Digitized by Google

lassen können. Das weitere lag in Schicksals Beschluß und ging ihn nichts mehr an. Gar nichts mehr.

„Sie wären damit zufrieden?" fragte er, nachdem Jessen nichts erwiderte.

Der Künstler nickte stumm, wie in Wehmut und schmerzlichem Nachdenken.

„Ein sonderbarer Kauz!" dachte Hattinger. „Sollte ihm das zu wenig sein? Glaubt er mit seiner Heuschreckenfigur und seiner Kunst, die ihn nicht ernährt, etwa eine halbe Million zu ergattern?"

„Außerdem," sprach er weiter, „hätte ich zwei Bedingungen. Die erste und hauptsächlichste wäre, daß die Angelegenheit möglichst rasch und ohne viel Umstände für mich von statten ginge. Könnte ja auch Ihnen nur angenehm sein. Auf langes Hinausziehen ließe ich mich nicht ein. Die andere wäre, daß ich nach der Hochzeit als Vater, Schwiegervater und Großvater außer Spiel gelassen würde."

Jessen hob den Kopf und richtete einen festen, forschenden Blick auf Hattinger.

„Ich darf wohl glauben: das Fräulein weiß nichts von Ihren Bemühungen, sie zu verheiraten?"

„Nein. Keine Spur!"

„Das Fräulein ist aber keine Gliederpuppe! Es hat doch auch einen Willen! Wenn es sich sträubt?"

Hattinger lächelte spöttisch.

„Das junge Ding von achtzehn Jahren, das sich sträubt, einen jungen, hübschen, eleganten und interessanten Gatten zu erhalten — gibt's das?!"

Jessens Lippen zuckten. Ein Gedanke kam ihm, den er aber nicht aussprach.

„Ihre Pflegetochter hat vielleicht ihr Herz schon vergeben?"

Digitized by Google

„Undenkbar. Ist kaum ein Jahr aus dem Pensionat zurück. Hatte keine Gelegenheit, mit jungen Männern zu verkehren."

„Oder ich bin ihr antipathisch."

Zum Teufel, schoß es Hattinger durchs Gehirn, ist der Mensch umständlich. Will vielleicht gar zu dem Geld und dem jungen Blut auch noch in Liebe angebetet werden. Ich sorge dafür, daß mir das Mädel gehorcht, wenn die Geschichte einmal eingefädelt ist.

Er hütete sich jedoch, ähnliches zu sagen. Der Jüngling da schien ein subtiler Charakter. Das merkte er schon.

„Glaube ich kaum," äußerte er darum höflich.

„Sie versprechen mir, keinen Zwang auszuüben?"

„Gott, sie zum Altar mit Ihnen zu zerren, fällt mir doch nicht ein. Dann sucht man eben einen anderen oder gibt sie in irgend eine Obhut."

„Und Sie bürgen mir mit Ihrem Ehrenwort, daß das Fräulein, falls wir zur Ehe kommen, nie etwas erfährt von dem Inserat und unseren Verhandlungen?"

Der Künstler war aufgestanden. Alle Verlegenheit war von ihm gewichen. Sein Ausdruck war voll Festigkeit.

„Gern! Selbstverständlich!" entgegnete Hattinger.

„Und Sie lassen mir von heute an freie Hand? Ich darf mich Ihrer Pflegetochter nähern nach meinem Belieben und mit ihr anknüpfen, wie ich will?"

Hattinger stutzte. „Ohne meine Vermittlung?"

„Ja!" erwiderte Jessen energisch, fast schroff.

Hattingers Haltung wurde hochmütig, sein Blick tückisch.

Dann besann er sich. Aber das war doch eigentlich sehr bequem für ihn. Warum sich da ärgern! So blieb er ungestört und brauchte nicht eine Rolle spielen, die ihm unangenehm genug werden konnte.

Digitized by Google

Nur etwas an dem jungen Menschen hatte ihn gereizt; Haltung, Blick und Ton oder alles in einem.

„Meinetwegen," stimmte er gemessen zu, da Jessen auf seine ungebundene, nachlässige Weise nicht einging. „Doch meine Bedingungen, bitte, vergessen Sie die nicht! Ich meine die erste, die zunächst in Betracht kommt."

„Ich werde mich danach zu richten wissen."

Die beiden Männer hegten gegenseitig keine freundliche Gesinnung. Der feine Stolz in dem Gesicht des Künstlers, die ernste Zurückhaltung in seinem Wesen stachelten den plebejischen Hochmut in Hattinger an.

Sie maßen sich stumm und mißgünstig eine Sekunde lang, wechselten die Adressen und gingen mit höflichem, kühlem Gruße auseinander. Jeder fühlte für den anderen Verachtung.

Ins Speisezimmer der Pension Moralt schien die helle Märzenmittagsonne. Eine Feiertagsonne.

Draußen wimmelten geputzte Menschen schon voll Frühlingsstimmung, wenn auch die Luft noch herb wehte.

Karla deckte den Tisch, um den acht Stühle standen.

Das war in der letzten Zeit auch auf Halleck ihre Beschäftigung gewesen. Sie tat es gern und wollte sich hier für die Güte der Frau Moralt, wo es ging, gefällig erweisen. Sie liebte eine schöne Tafel.

Daheim hatte es ihr Freude bereitet, das Speisetuch auszubreiten, die Servietten zu falten, das Silber aufzulegen und dazwischen Blumen in verschiedenster Abwechslung anzubringen. In Ermanglung solcher taten es auch Tannen- und Fichtenzweige und Birkenreiser.

Blumen gab es auch hier. Bei Frau Moralt wohnten zwar nur zahlungskräftige Gäste, aber Blumenluxus hätte sie kaum getrieben. Auch an Sonntagen nicht. Doch

Digitized by Google

ihre Schwester besaß ein großes Blumengeschäft in der Altstadt und sandte Sonntags vor Ladenschluß in die Pension, was nicht mehr aufbewahrenswert schien.

Neben ein Gedeck Veilchen, neben das nächste Rosen, und so wechselnd hatte Karla die Blumen ausgeteilt. Als sie an das vorletzte kam, das dem ihren gegenüber war, hatte sie nur noch Rosen. Sie zögerte. Da saß der junge Mann, der seit einigen Tagen erst Frau Moralts Pensionär war, der einzige junge, hübsche und interessante Mann unter den Anwesenden. Ob es recht war, ihm Rosen zu geben? Wenn er erfahren sollte, daß sie den Tisch geordnet. Nein, nein, nein! Es war doch wohl besser, nochmals frisch anzufangen und die Blumen anders zu legen.

Die Institutsgenossinnen, die in allem, wobei ein Mann in Betracht kam, so wichtig und aufgeregt taten, hörte sie kichern hinter sich: So verrät sich die Liebe.

Sie dachte nicht an Liebe. Sie wußte nicht, was Liebe ist. Ihr Gemüt war zu niedergedrückt, zu erfüllt von Trauer. Nur die warmen, gütigen Blicke der goldbraunen Augen, die nun jeden Mittag so oft auf ihr ruhten, verursachten ihr ein zartes Behagen. So, als wärmte sie nach langem Froste ein leichtes Feuer.

Sie begann die Sträußchen auszutauschen, als es klopfte, und gerade der über die Schwelle trat, mit dem sich eben ihre Gedanken beschäftigt hatten. Rasch beendete sie ihre Tätigkeit und erwiderte verlegen seinen Gruß.

„Ich komme zu früh? Aber gesegnet sei's! Ich seh' da ein liebes, hausfrauliches Bild. Gnädiges Fräulein, Sie bemühen sich selbst?"

„Ja, ich habe Zeit," sagte sie leise.

Er ging um den Tisch herum und betrachtete ihn.

„Wunderhübsch haben Sie's gemacht! Das Essen wird

Digitized by Google

uns noch einmal so gut schmecken! Aber was sehe ich? Die Symmetrie ist gestört, gnädiges Fräulein. Auf der einen Seite ist so nett gewechselt und auf der anderen liegen Rosen neben Rosen und Veilchen neben Veilchen. Sie waren zerstreut oder ich habe Sie gestört. Doch mit zwei Griffen ist alles in Ordnung. Sie erlauben. Ah, und nun komme ich zu einer Rose. Und ich liebe sie so sehr!"

Karla war ans Fenster gegangen und blickte auf die Straße, um ihre Verwirrung zu bezwingen.

Er trat hinter sie und sah mit ihr hinaus.

„So schön ist es draußen! Warum gehen Sie nicht fort?" fragte er sie warm.

„Allein?" Das klang schmerzlich.

„Ihr Herr Papa! Er ist doch hier in der Pension, wenn ich ihn auch noch nie sah?"

„Er lebt und speist stets außerhalb, kehrt spät nachts hierher zurück. Er nimmt mich nie mit."

Die Entsagung, mit der sie sprach, war ergreifend. In dem behaglichen — der Ofen brannte noch trotz der Märzsonne —, von dem sanften Blumenduft durchhauchten Zimmer blieb es einige Minuten still.

„Den herrlichen Vorfrühlingstag wollen Sie verstreichen lassen, ohne ihn zu genießen?"

„Mit Frau Moralt werde ich wohl einen kleinen Spaziergang machen."

„Ja. Ein knappes Stündchen! Die Dame hat ja nicht viel Zeit. Da kommen Sie gerade hin, wo es erst anfängt schön zu werden, und müssen schon wieder umkehren. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, gnädiges Fräulein: gehen wir ein wenig hinaus vor die Stadt. Nicht gerade weit. In den Nymphenburger Park. Kennen Sie ihn?"

„Nein."

„Er ist ja jetzt noch nicht so schön, wie in ein paar

Digitized by Google

Wochen. Die Marmorgötter sind noch in braune Kästen eingekerkert und die plätschernden und springenden Wasser schlafen. Aber es geht sich dennoch wonnig genug auf seinen Wegen. Wollen wir?"

„Allein?"

Das gleiche Wort von vorhin und doch wie anders! Voll leiser Mädchenbedenken.

„Oh," sagte er rasch, „wir können ja eine der Damen hier bitten, mitzukommen! Da ist meine rechte Nachbarin, das große blonde Fräulein ..."

„Fräulein Sommer."

„Und Ihre linke Nachbarin ..."

„Fräulein Winter."

Die jungen Leute lachten.

„Eine von diesen Jahreszeiten wird sicher zu bewegen sein. Ich wende mich vorher an den Sommer, der mir lichter und zugänglicher zu sein scheint."

Eine Glocke rief die Pensionäre zusammen.

Man speiste gut und in angeregtester Weise. Der neue Gast hatte Frische in die Gesellschaft gebracht. Sämtliche Damen erwiesen sich reger an Geist und Körper, denn der männliche Tischgenosse — die übrigen hier wohnenden Herren zogen den Gasthausmittagtisch vor — war nicht nur jugendlich und sehr nett. Man witterte ein Geheimnis um ihn. Sein Benehmen war so ungleichmäßig, wie es bei keinem harmlosen und normalen Menschen ist; bald fesselnd gesprächig, dann wieder seltsam verschlossen, jetzt blaß und schwermütig und nach einer halben Stunde von hinreißender Laune.

Er stand auch bei Fräulein Sommer in Gunst, denn sie erklärte sich zu dem Ausflug nach Nymphenburg bereit.

Frau Moralt ging nach Tisch in das Zimmer Karlas, die schon daran war, Toilette zu machen.

Digitized by Google

„Das ist vernünftig von Ihnen, Fräulein Hattinger. Sie möchten ja verrosten in dem Einerlei. Ja, Herr Jessen ist ein Prachtbursche. Aber den langen Schleier tun Sie nun ab!" meinte sie und deutete auf den Hut, den das Mädchen in der Hand hielt. „Es ist Zeit. Äußerlicher Kram. Solch eine schwarze Trauerfahne läßt gar keine Fröhlichkeit aufkommen. Geben Sie mir eine Schere!"

Karla zuckte zurück und hielt den Hut hinter sich.

„Mit den Lebendigen muß man leben, liebes Kind. Den Toten ist wohl."

Mit einem Griff erhaschte sie den Hut, trennte mit flinken Schnitten den Schleier ab und setzte ihn dem Mädchen auf. Leicht lag er auf dem schwarzen, welligen Haar und ließ das zarte Gesichtchen mehr sehen.

„Seien Sie recht lustig! Ihre selige Frau Mutter wird's nur freuen. Glauben Sie mir's!" Und die gute Frau drückte ihr innig die Hand, ehe sie ging.

Die drei durchquerten den ganzen Park. Eine Schar Schwäne schwamm in strahlender Weiße auf einem Kanal.

Über die Mauern, von den nahen Feldern wehte der kräftige Erdduft herein und mengte sich mit dem Geruch der treibenden Waldbäume und der vorjährigen Nadeln und Blätter am Boden, von dem aller Schnee weg war und in dem die Sonnenwärme keimfördernd brütete.

Schon spitzte hier und da die blaßblaue Knospe eines Leberblümchens aus der Erde. Karla war's, die mit einem Jubelruf das erste entdeckte.

Sie war erst ziemlich still mit den anderen gewandert.

Im Park sprach die Natur zu ihr. Die Umgebung hier war ihr im gewissen Sinne vertraut. Heimatlich! Und spürte sie zuerst auch schmerzliche Bewegung, so weit war sie doch genesen, daß die natürliche Freude nicht ausblieb.

Fräulein Sommer und Herr Jessen, die beiden Stadt-

Digitized by Google

menschen, erhielten eine Stunde Naturgeschichte von dem jungen Mädchen. Sie kannte jeden Baum und Strauch an Rinde und Form, jedes dürre Pflänzlein, jeden Vogel nach den Lauten, die er in die linde Frühlingsluft hinauszwitscherte.

Fröhlich lachte sie, wenn sie ihre Begleiter auf einer Unwissenheit oder falschen Meinung erwischte.

Keck stapfte Karla in den knöcheltiefen Schmutz, denn der Boden war um diese Zeit noch locker und feucht von der Schneeschmelze. Diese enge Berührung mit der Mutter Erde war sie von Halleck her gewöhnt und bereitete ihr Wohlbehagen, indes Fräulein Sommer alle Augenblicke zimperlich schrie: „Herr Jessen, Sie Kanadier, wo haben Sie uns hingeführt!"

Aber Jessen lachte und beobachtete mit Vergnügen das heitere Strahlen in Karlas Mienen.

Man trank in einem nahen Restaurant außerhalb des Parks, unter einer Menge frühlingfroher, schwatzender Leute Kaffee und ging nachher zu Fuß nach Hause.

Die Sonne ging unter und ihr Reflex lag rot auf dem Rücken der Wandernden und dem Wasser, neben dem sie hinschritten, und in den Fenstern der Häuser vor ihnen.

Immer wieder blieb Karla stehen und sah um und in die weitausgedehnte Glut dieses Sonnenscheidens.

„Solch ein Sonnenuntergang war auf Halleck schön. Ach, wunderschön!" sagte sie seufzend.

Und Jessen las in ihren Zügen die Sprache ihrer Seele in Heiterkeit und Trauer.

Von da ab war Freundschaft zwischen dem einsamen Mädchen und dem jungen Künstler, und Frau Moralt stützte sie mit stillheimlichem Walten.

Er brachte ihr zu lesen, machte sie auf Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam, die sie allein oder mit der

Digitized by Google

Pensionsinhaberin ansah. Sie sollte heraus aus dem Einerlei, sollte andere Eindrücke empfangen.

Sie ging dann einmal mit Frau Moralt ins Theater, und ging allein und einmal auch mit ihm. Und saß nun still neben ihm wie im verwunschenen Land. Ließ die wohllautenden Töne, die hohen Worte, die rauschende Musik über sich hinfließen und hineinströmen ins Herz, das in grenzenloser Verwirrung zitternd schlug.

Die seltsame Wärme, die sie in Jessens Gegenwart stets überkam, steigerte sich unter seiner Fürsorge und in seiner unmittelbaren Nähe und im Zauber der festlichen Umgebung zu einer sanften Glut, die alle Adern erfüllte.

Manchmal, so im Dämmer des Theatersaals, musterte sie sein Gesicht und fragte sich, was denn darinnen lag, das ihr so bekannt und vertraut war. So vertraut, als kenne sie den jungen Mann seit ihrer Kindheit.

„Warum haben Sie mich vorhin so angesehen?" fragte er sie im Zwischenakt mit leisem Lächeln.

„Ach, nun weiß ich's," antwortete sie, ein bißchen zaudernd, aber mit der natürlichen Aufrichtigkeit, die unverdorbenen Naturen eigen ist, „Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Justus von Liebig, dessen Denkmal Sie ja kennen. Seine hohe, sprechende Stirne, seine Nase, sein tiefes Auge, sein ganzer Kopf, der voll von Gedanken zu sein scheint. Nur alles jünger. Als ob Sie sein Sohn wären."

Unter ihren Blicken, ihren Worten rann dem jungen Künstler das Blut bis in die Schläfen. Er blieb stumm.

Der Bildhauer pflegte Frau Moralt und Karla auf ihrem kleinen Spaziergang nach Tisch, bei dem es geblieben war, zu begleiten und bog erst hinter dem Hofgarten ab, um den Weg in sein Atelier in Schwabing

Digitized by Google

zu nehmen, das er mit einem Freunde teilte. Dabei trafen sie einmal mit Hattinger zusammen.

Sie hatten gerade verabredet, morgen, am Ostertag, einen Ausflug ins Isartal zu unternehmen, und es war nicht leicht gewesen, bis man sich einigte.

Da trat er mit besonders freundlicher Miene heran, strich Karla zärtlich über die Wange, daß sie tief errötete, und lächelte den jungen Herrn an ihrer Seite an.

„Ich bitte, mich vorzustellen, Frau Moralt!" sprach der Bildhauer hastig und mit leichter Blässe im Gesicht.

„Die Herren sind sich noch nicht begegnet bei mir?"

„Hatte nicht die Ehre!" bemerkte Hattinger in animierter Laune. „Ich bitte Sie, bei meinen Gewohnheiten! Ein solider Pensionär bin ich ja nicht, Frau Moralt. Aber nun kriegen Sie mich bald los. Ich gedenke München zu verlassen. Sehr bald sogar."

Das sagte er, den Blick mehr auf Jessen gerichtet.

Frau Moralt bedauerte.

Herr Hattinger war ihr nicht sympathisch, eher das Gegenteil. Aber er war ein gediegener Zahler. Und seine Tochter, was sollte mit ihr werden? Sie sah über Karlas Wangen, die viel runder geworden waren, eine gespenstische Blässe ziehen. Und sie sah Walter Jessens gleichgültige Miene, die sie sehr wunderte.

„Und das gnädige Fräulein?" fragte sie, in einem Ton, durch den das besorgte Herz klang.

„Alles Genauere ist noch unklar. Nur mein Vorsatz steht fest. Ich will die Herrschaften nicht länger aufhalten. Habe außerdem Sehnsucht nach meinem Schälchen. Da drüben, im Café Odeon, ist mein Winkel. Auf Wiedersehen!"

Er schied und sein Blick streifte den Bildhauer. Hinter dem Hofgarten trennte sich Jessen von den Damen. Sie

Digitized by Google

waren still und niedergeschlagen über den belebten Platz geschritten. Die Begegnung, die Worte Hattingers schienen alle Stimmung verscheucht und zwei Herzen schwer gemacht zu haben.

Heute ging Jessen nicht nach Schwabing, sondern den Weg zurück, nach dem Café Odeon.

Er hatte verstanden.

Die Herren begrüßten sich frostig.

„Es sind drei Wochen nun seit unserer Vereinbarung. Sie scheinen meine Hauptbedingung vergessen zu haben, Herr Jessen," begann Hattinger ohne Umschweife.

„Drei Wochen sind eine kurze Zeit!" erwiderte der Künstler mit gerunzelter Stirne.

„Mir kamen sie schauderhaft lang vor! Ich will fort, je eher, je lieber. Möchte endlich Gewißheit haben."

„Ich bitte nur noch um einige Tage Geduld."

„Na, bei Ihrem Exterieur, meine ich, wäre es eine leichte Kunst, ein unberührtes Mädchenherz zu erobern," spöttelte Hattinger.

„Ich bitte nur um wenige Tage Geduld," wiederholte Jessen knapp und sah weg, denn das von Sättigung gedunsene Gesicht widerte ihn an.

„Fünf Tage meinetwegen. Wenn am fünften abends nicht alles klipp und klar ist, brechen unsere Beziehungen ab — ich verlasse mit dem Mädchen München."

Der junge Mann zwang sich mit hochrotem Kopf zu einigen sachlichen Reden und entfernte sich.

Hattinger schaute ihm verständnislos nach.

„Unbegreifliches Mannsbild! Das Rad rollt ja, aber ich werde ein bißchen in die Speichen greifen, damit es einen gehörigen Ruck vorwärts geht. Sein muß es nun so wie so. Und Frau Dora reist in acht Tagen."

Karla saß eine Stunde später in ihrem Zimmer und

Digitized by Google

nähte weiße Streifchen und Jabots in ihre Toiletten, wie es die Halbtrauer erlaubte. So eifrig, so versunken in ihre Arbeit und vielleicht mehr noch in ihre Gedanken, daß sie zusammenschrak, als es klopfte.

„Du, Papa?"

Um die Zeit kam er nie. Selten des Mittags, ehe er ausging, auf ein paar Minuten. Jetzt trat er so breit und behaglich herein, daß sie nach einem Stuhl lief.

Einen Gegenstand, den er mitgebracht, ließ er auf den Tisch gleiten. Es war ein hübsch gearbeitetes Kästchen.

„Wie? so fleißig? Brauchst du ein paar neue Flaggen, dann sag's nur. Wie geht's sonst, Kind? Eigentlich kümmere ich mich um dich viel zu wenig. Aber du hast dich ja so fest an die liebe Frau Moralt angeschlossen. Und einen Kurmacher hast du nun auch schon. Ei, ei!"

Karla errötete heftig und machte eine scheue Bewegung. Sie preßte die Lippen ein.

„Na, es ist Zeit! Bald achtzehn bist du. Da müssen die Mädels schon Verehrer haben, falls was an ihnen ist. Ist ein hübscher Mann, ja, ja!"

Er ließ sich schwer auf den Stuhl nieder.

Heimlich betrachtete ihn das Mädchen. Wunderte sich über seine ungewohnte Art und sein verändertes Aussehen, das ihr nachmittags schon aufgefallen war.

Wie gesund, kräftig und wetterbraun war er auf Halleck gewesen! Nun dieses dicke, verquollene, rote Gesicht, der unruhige Blick, dem jede Konzentration fehlte, die weißen, fetten Hände, die er über dem starken Leib faltete. Und vor allem sein Mund, den einst der dichte Vollbart so günstig verdeckte. Vor der brutalen Linie um ihn war sie das erstemal im Innersten erbebt. Seitdem waren ihr alle Männer unheimlich, die dicht bebartete Lippen und Wangen hatten. Sie spürte ein an-

Digitized by Google

steigendes Grauen vor Hattinger und vor sich selbst, daß so etwas in ihr wach werden konnte. Er war doch ihr Vater! Nicht zum erstenmal regte sich's in ihr. Es wurde nur immer deutlicher, kräftiger.

„Meine Liebe, ich muß mit dir reden! Etwas, was ich schon lang mit dir besprechen wollte. Ich schob es immer wieder hinaus. Doch jetzt drängt's. Weil du doch mehr auf eigene Füße zu stehen kommst."

Karla hatte sich stumm vor ihm niedergesetzt; in ihren Augen spielte bängliche Erwartung.

„Ja, am besten ist es wohl, ich rede klar und kurz," begann er in seiner trockenen Art, „du hast dich immer für unser eigenes Kind betrachtet, hattest die Berechtigung dazu, denn wir haben dich genau so gehalten und erzogen. Und alle Leute auf und um Halleck glaubten dasselbe und uns war es recht. Aber wahr ist's nicht. Auf einer Reise in Italien haben wir dich als ein paar Tage altes Baby aufgenommen. Deine Eltern waren arm. Deine Mutter starb bald nach deiner Geburt, dein Vater verunglückte im Marmorbruch, wo er arbeitete. Wir hatten auf kein Kind mehr zu hoffen und erbarmten uns der Waise. Später, wenn du erwachsen, und zu vollem Verstand gekommen, wollten wir dir das offenbaren. Deine Jugend sollte ungetrübt sein. Nun meine Frau tot ist, der Hausstand aufgelöst, und da ich am liebsten ganz frei und ungebunden bin, sollst du's erfahren. Du willst dir vielleicht dein Leben anders, nach deinem Geschmack einrichten, oder falls du heiraten solltest, muß dir das ja auch bekannt sein. Da in dem Kästchen sind deine und deiner Eltern Papiere, dein Taufschein und der Trauschein deiner Eltern."

Er öffnete das Kästchen und schob es dem in der Stummheit unsäglichen Staunens dasitzenden Mädchen zu.

Digitized by Google

„Es ist alles italienisch. Wirst es nicht lesen können."
Er las ihr die Dokumente vor.

Jedes Wort fiel auf das junge Mädchen wie der Hammer eines Stampfwerkes, mit zermalmender Schwere. Ihre zarte Gestalt sank zusammen.

„Das ist wahr?" hauchte sie.

„Ja," wiederholte er gleichmütig, auf die Papiere deutend. „Selbstverständlich wirst du deiner Erziehung gemäß ausgesteuert werden. Du erhältst achtzigtausend Mark Mitgift. Es frägt sich aber augenblicklich, was du tust, wenn ich jetzt reise. Zum Alleinleben bist du zu jung. Ob du etwa bei Frau Moralt bleibst . . .?"

Ihre Augen richteten sich auf ihn. In der Melancholie ihres schmalen Gesichts standen sie groß, dunkel und erschütternd ernst.

Unter dem Eindruck dieser Augen, nicht weil sie die des Wesens waren, das bislang als sein Kind gegolten, das er großwachsen hatte sehen, sondern Frauenaugen von unbeschreiblicher Schönheit, stotterte er: „Übrigens, — wenn du willst — du kannst auch mit mir reisen."

Karla erhob sich, sperrte mechanisch das Kästchen ab und stellte es in ihren Schrank.

„Ich weiß nicht . . ." stammelte sie zitternd.

„Natürlich! Begreiflich!" sprach er rasch. „Du mußt das Gehörte erst durchdenken. Oh, in deiner Jugend ist das schnell geschehen. Und nun," er kniff sie in die bleiche, kalte Wange, lächelnd, mit tändelnden Fingern, „mach' dir aus der Geschichte weiter nichts. Ist doch eigentlich egal. Gesorgt wird für dich und das ist die Hauptsache. Karline, die dir freiwillig Mutter war, ist tot, und an mir verlierst du nicht viel. Bin dir nie ein besonderer Vater gewesen, namentlich in der letzten Zeit. Hab' keine Begabung, keine Lust, den Vater zu spielen."

Digitized by Google

„Ich habe in dir stets meinen Vater gesehen ..."

„Na ja! Geliebt hast du mich so wenig, wie ich dich."

Das Mädchen schwieg und zuckte zusammen unter seinen Worten, seinem Blick, seinem Lächeln. In diesem Schweigen verließ er sie befriedigt, ohne des jungen Herzens zu denken, das er so grausam aus dem bisherigen Leben gerissen und in Not und Pein gebracht hatte.

Karla erklärte am nächsten Tag mit müder Stimme, sich an dem geplanten Ausflug nicht beteiligen zu können. Sie fühle sich krank.

Frau Moralt blickte ihr forschend ins Gesicht, das in den letzten Wochen zu ihrer Zufriedenheit aufgeblüht war und heute verwacht und vergrämt aussah.

Krank war das Fräulein nicht. Aber sie glaubte den Grund der tiefen Verstimmung zu kennen. Sie hatte bemerkt, wie lange Herr Hattinger gestern bei dem Mädchen gewesen war. Da mußte wohl von der Reise gesprochen worden sein und sie sollte mit. Und ging doch nicht gerne.

Frau Moralt sprach mißbilligend weiter: „Ein Wetter wie im Paradies! Da schauen Sie hinüber. In dem Gärtchen drüben grünen schon die Sträucher und die Luft ist wie Balsam, so weich und heilend. Und Sie wollen im Zimmer bleiben? Kommen Sie nur. Die Fahrt wird Ihnen gut tun."

Karla verneinte schweigend.

„Es ist mir nicht leicht gewesen, mich so früh für den ganzen Nachmittag und Abend frei zu machen. Nun ich alles mit großer Mühe vorbereitet habe, nun wollen Sie nicht. Das ist nicht schön von Ihnen, Fräulein Hattinger."

Des Mädchens schwarze Brauenbogen zogen sich in die Falte, die sich zwischen ihnen bildete.

Digitized by Google

„Nennen Sie mich Karla. Ich bitte Sie darum."

„Also gut, liebes Fräulein Karla," begann Frau Moralt wieder und beachtete im Eifer das Verlangen nicht weiter, „haben Sie gehört? Ich freute mich ordentlich auf das Wandern in dem hübschen Tal. Und abgesehen von mir, da ist doch auch noch Herr Jessen. Er hat den Ausflug angeregt. Er wird enttäuscht und wohl auch gekränkt sein."

„Ich habe schlecht geschlafen," sprach Karla langsam. „Vielleicht haben Sie recht, Frau Moralt, und es wird draußen besser."

Walter Jessen erschien in hellster Vorfreude, mit einem Sträußchen kleiner, köstlich duftender Rosen, den Karla an die Brust stecken mußte.

Man fuhr bis Ebenhausen und wanderte von da isaraufwärts nach Wolfratshausen. Dort stärkten sie sich und stiegen die Höhe hinauf, um das Gebirgspanorama zu betrachten.

Der junge Künstler, mit einem hohen Glanz auf der schöngewölbten Stirne, sah sich unternehmend um.

„Wie wär's, wenn wir hinübermarschierten nach dem Starnberger See? Eineinhalb bis zwei Stunden. Könnten die Damen das leisten?"

Beide nickten, Karla mit einem Aufflammen der traurigen Augen. Das sah Jessen nicht, er bemerkte aber wohl ihr gedrücktes Wesen und ihr schlechtes Aussehen und riet auf die gleiche Ursache wie Frau Moralt.

Nun lag der See vor ihnen zwischen den sanftbegrünten Hügeln wie eine blaudunkle Schieferplatte, reglos, atlasglatt. Ein Dampfer schnitt eine lange Ritze hinein, die im Sonnenlicht silberig gleißte, bis die geteilten Wellen wieder verschmolzen. Die Berge standen nah, mit Schnee bedeckt.

Digitized by Google

„Herrlich!“ rief Jessen. „Wie ein Gotteslächeln diese Landschaft! Die Brust wird einem weit beim Anschauen. Und auch gleich wieder zu eng. Man ist unbefriedigt, daß man nichts tun kann als schauen.“

Der Anblick des Mädchens machte ihn betroffen.

Karla starrte auf einen Punkt jenseits des Ufers.

„Dort drüben . . .“

„Was ist dort? Etwa gar Halleck? Sie sagten einmal . . .“

„Ja. In dieser Richtung, doch weiter entfernt. Aber — sie — ist dort begraben — am Ufer — bei dem Kirchlein —“

„Ihre Frau Mutter?“ fragte Frau Moralt leise.

„Meine Mutter.“ Karla sprach mit zuckenden Lippen.

Sie gingen schweigend abwärts.

Vor dem Restaurant am Seeufer trat Jessen schnell an Karlas Seite.

„Wollen wir hinüberfahren, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte gerne.“

Frau Moralt erklärte, erschöpft zu sein, nachdem ihr der Bildhauer den Plan geoffenbart.

„Ich bin das nicht gewöhnt, so lang und so geradeaus immerfort auf den Beinen zu sein. Aber fahren Sie allein mit Herr Jessen. Bei Ihnen weiß ich das Fräulein gut aufgehoben. Ich raste da drinnen einstweilen und genieße etwas und warte auf Sie beide.“

In zehn Minuten war ein Dampfschiff zu erwarten.

Die trübe Stimmung des Mädchens schien auf alle drei übergeschlichen zu sein. Jedes verhielt sich schweigsam.

Auf dem großen Schiff drängten sich die Fahrgäste. Fast lauter frohe, geschmückte, schwatzende Menschen.

Walter Jessen lehnte am Gitter und blickte heimlich seine junge Begleiterin an, die in sich zusammengesunken

Digitized by Google

auf einem Stuhl saß. Er dachte wie Frau Moralt: Wurde es ihr so schwer, in Gesellschaft des von ihr kaum geliebten Vaters in die Welt hinauszufahren oder überhaupt München zu verlassen, weil er zurückblieb?

Bis zur Friedhofstüre geleitete er, drüben gelandet, das Mädchen.

„Ein Viertelstündchen möchte ich allein sein, dann holen Sie mich ab. Ich bitte, Herr Jessen!"

Karla trat an das Grab unter der Esche. Jetzt bildeten die dünnen, kahlen Zweige, die niederhingen, nur eine kleine Gitterkuppel. Ein altes Steinmonument befand sich darunter, auf dem sich der Name der Gutsbesitzer von Halleck mehrfach wiederholte. Der Name „Karline Hattinger" fehlte.

Das Mädchen war in den ersten Minuten stumpf und regungslos, mit starrem Gesichte vor dem Hügel gestanden, der diejenige barg, an die sie bis gestern als an ihre leibliche Mutter gedacht.

Als sie den Namen nicht fand, dieses sprechende Zeichen der Lieblosigkeit, schoß in ihrem jungen Gemüt das feine Verstehen mit jäher Kraft empor, und sie warf sich leidenschaftlich über die Steinfassung auf den Erdhügel hin und schluchzte unter Tränen: „Ich habe dich geliebt! Ich habe dich innig und mit ganzem Herzen geliebt. Du meine Mutter, trotz allem meine teuere, gute Mutter."

Seit gestern hatte sie sich haltlos gefühlt. Jetzt spürte sie: hier war ein Fleck, an dem sie mit heiligem Recht stand, da ein Herz darunter schlief, von dem sie geliebt worden war. Erleichtert begann sie zu weinen....

Der Kirchhof war an dem späten Festsonntagnachmittag still und leer. Aber Karla hörte den Schritt, der sich ihr näherte, trotzdem nicht.

Digitized by Google

Sie wurde mit einemmal an den Schultern genommen und hochgehoben, sacht und sanft, und eine Stimme sprach zu ihr wie man zu einem Kinde spricht.

Jessen hielt die Willenlose fest im Arm.

„Karla, fassen Sie sich! Es ist mir ein schwerer Vorwurf, daß ich den Gang hierher vorgeschlagen habe. Sterben ist unser aller Ende. Ihre Mutter ruht friedlich hier. Stören Sie ihren Schlaf nicht. Sie sind nicht so verlassen, wie Sie denken. Sie haben einen Freund. Sie haben mich, der ich Sie innigst liebe! Ja, ja, ich liebe dich, Karla, und ich weiß, daß du mir gut bist! Komm mit mir, Geliebte, und werde mein Weib. Dann wirst du wieder ein Heim haben und einen Menschen, der dich unaussprechlich liebt."

In der tiefen Erregtheit ihres Schmerzes preßte sie ihr Gesicht an seine Brust.

Unter den Lidern rannen die Tränen.

Jessen nahm ihr das Tüchlein aus der Hand und trocknete ihre Wangen, küßte dazwischen die schönen Augen und sagte ihr zärtliche Worte.

Das Schüttern des jungen Körpers nahm ab, langsam versiegten die Tränen. Die Augen gingen auf und sahen schamhaft und voll nassem Glanz zu ihm empor.

Sie lächelte schmerzlich und selig zugleich und sagte nichts als seinen Namen „Walter".

Da küßte er sie zum erstenmal auf den Mund und fühlte den zagen, süßen Druck keuscher Mädchenlippen.

Ehe sie gingen, streute sie die Primeln, die sie auf dem Wege gepflückt, auf das Grab, nahm die Rosen von ihrer Brust und legte sie hin.

„Die sind von dir, für sie! Wenn sie lebte, würde sie dich lieben — weil ich dich liebe. Sie war eine edle Frau."

Diesmal saßen sie nicht stumm auf dem Dampfschiff,

Digitized by Google

das sie hinübertrug. Karla war scheuer und zurückhaltender als vorhin am Grabe, aber Hand in Hand saßen sie doch, tauschten liebe Blicke und liebe Worte.

„Nun bist du meine Braut!"

Sie nickte, eine liebliche Mischung von verdämmernder Wehmut und heraufziehender Glückseligkeit in den anmutigen Zügen.

„Und wir werden's sofort Frau Moralt sagen?!"

Und wieder ihr Nicken und ein Aufleuchten im Auge.

„Du liebst mich wirklich, Walter? So ernsthaft, daß du mich zu deiner Frau machen willst? Kennst mich doch kaum."

„Das gleiche könnte ich sagen, Liebste. Aber ich — ich kenne dich schon lange. Vom Sehen, Lieb! Und hab' mich nur in die Pension einlogiert, um dir näherzukommen, ja, ja — so ist's."

Und sie glaubte ihm, wie sie ihm alles geglaubt hätte, mit glücklichem Erstaunen.

Als Frau Moralt die beiden sah, atmete sie freudig auf.

„Ich gratuliere! Gratuliere von Herzen! Mit dem Schatz, den Sie am Grab der Mutter gefunden haben, liebes Fräulein, müssen Sie glücklich werden. Der Herr Papa wird ja wohl ja sagen!"

Bei dieser Erwähnung wurde Jessen glührot und das Mädchen schneeweiß.

„Er wird!" sagte Karla mit leiser Bitternis.

Man fuhr mit dem Dampfer abwärts zur Bahnstation. Im Bahnabteil verlor sich Frau Moralt in eine Ecke, fern von dem jungen Paar. Sie sollten sich allein gehören.

Erst saßen sie stumm mit verschlungenen Händen beieinander, dann sagte Karla mit zagendem Ton: „Walter, ich — du — du denkst, ich sei Herrn Hattingers eheliche

Digitized by Google

und einzige Tochter. Die bin ich nicht. Bin von armen Eltern, die längst verstorben sind. Das hat mir — Papa erst gestern gesagt. Und du mußt es wissen."

Ihre Hand spürte einen pressenden Druck.

„Du bist nicht verwundert darüber, Walter?"

„Ich liebe dich, wie du bist, gleich, woher du kommst."

„Als Hattingers Tochter besäße ich Vermögen."

„Ich will dich, Karla!"

„Ja dann, dann kann ich das Geld zurückweisen, das er mir schenken will als Mitgift, wenn ich heirate. Ich möchte keine Wohltat mehr von ihm annehmen. Gestern nacht dachte ich, ich werde etwas lernen, um meinen Unterhalt zu verdienen, wie in der Stadt tausend Mädchen. Aber jetzt muß ich dich fragen."

Eine Minute ging schwerfällig vorbei.

„Du kannst es zurückweisen, Karla."

„Hast du Geld? Oder verdienst du so viel, daß wir leben können?" fragte sie zaghaft und zitternd.

„Wir müssen kämpfen! Aber wir kämpfen zusammen!"

Bis spät in die Nacht hinein saß Karla bei Frau Moralt und erzählte ihr die Geschichte ihrer achtzehn Jahre.

Sie mußte einen Menschen haben, gegen den sie sich aussprach. Einen gütigen, mütterlichen Menschen.

Alles, auch die letzten Worte zwischen ihr und Jessen erzählte sie. Frau Moralt vernahm mit Staunen und Mitleid den Roman des Geschöpfes im Blütenalter. Aber am Schlusse warnte die lebenskundige Frau, die nur zu gut die Macht des Geldes kannte: „Ein Kind sind Sie, dem das Leben leicht erscheint. Auf eine Mitgift verzichten? Das ist eine romantische Idee, die Sie bald schwer bereuen werden, und ein unangebrachter, stolzer Torentrotz. Man hat Sie wie ein Eigenes erzogen und es ist Ehrenpflicht, Sie danach auszustatten. Die Pflicht

Digitized by Google

erfüllt Ihr Pflegevater und darum Respekt vor ihm, wenn er sich sonst auch gewissenlos betragen hat."

„Walter hat erlaubt, daß ich das Geld zurückweise."

„Auch er ist ein Kind. Und Sie haben ihm eine Frage gestellt, auf die ein nobler Charakter, wie er, kaum anders antworten kann. Sollte er sagen: ‚Nein, tu das nicht.' Oder gar: ‚Ja, ja, ich will's haben, daß du's annimmst!' — In welch einen Verdacht wäre er da geraten? — Und dann, glauben Sie, daß Ihre gute Mutter selig — ich meine die Frau, die Sie als Mutter erzogen und geliebt hat — damit einverstanden wäre? Sie zerstören ja das Liebeswerk, das sie an Ihnen geübt hat. Herr Hattinger folgt jedenfalls einer Anordnung von ihr, denn sicher war die Sorge um Sie ihre größte. Und von ihr etwas anzunehmen, würden Sie sich doch kaum besinnen?"

„Nein."

„Nun also! Überlegen Sie reiflich!"

Frau Moralt sah das Mädchen nachdenklich an.

„Kämpfen ist schön, gewiß. Macht stark, gesund und frisch und hebt den Menschen," sprach sie leise weiter. „Doch man soll nicht immer um das Dringlichste, Allernotwendigste ringen müssen. Das soll da sein. Sonst bleibt nichts vom Leben als gemeine Plage. Es gibt selbst dann noch zu erkämpfen genug. Ach, man hat ja zu tun, um das zu halten, was man besitzt. Wissen Sie übrigens, in welcher Höhe Sie die Mitgift bekämen?"

Karla nannte die Summe.

„Sie halten das Glück in Händen, Fräulein. Lassen Sie es nicht fallen!" rief sie. „Ihr zukünftiger Gatte ist Künstler. Die gehen an Alltagssorgen zugrunde. Für alle Fälle aber ihre Kunst. Und umsonst heißt es nicht: wo die Not zum Fenster hereinblickt, flieht die Liebe zur

Digitized by Google

Türe hinaus. Wenn Sie Herrn Jessen wahrhaft gern haben, dann wissen Sie, was Sie tun müssen."

Das junge Mädchen saß ihr plötzlich auf dem Schoß, und ihre Hand verschloß ihr den Mund.

„Ich weiß es. Ich weiß es. Alles gekränkte Gefühl abschütteln und meine romantische Stimmung überwinden. Sie ist überwunden."

Sie sah dankbar lächelnd in das ältliche Frauengesicht.

„Haben Sie keine Kinder, liebe Frau Moralt?"

„Nein. Gestorben ein ganz kleines. Warum fragen Sie das, Karla?"

„Ich glaube, Sie wären eine gar gute, weise und weitschauende Mutter geworden. Wären so etwas wie meine Mutter, meine zweite, meine ich."

„Nun," scherzte Frau Moralt, „so betrachten Sie mich als Ihre Mutter."

Sie schlang den Arm um Karla, die sich eng hineinschmiegte und ihr zutraulich den Mund zum Kusse bot.

Walter Jessen meldete sich am nächsten Mittag bei Hattinger. Er saß beim Frühstück, das er selten vor zwölf Uhr einnahm. Ein Gähnen unterdrückend, winkte er ab, noch ehe der junge Mann zu sprechen begann.

„Alles in Ordnung, merk' ich. Angenehm! Hab' mich nach Ihrem Leumund erkundigt. Darf Ihnen das Mädchen ruhig anvertrauen. Wie lang kann nun das weitere noch dauern? Ich meine, wann kann die Hochzeit sein?"

„Ich habe keine Kenntnis darin," antwortete Jessen. „Es gibt aber einige Formalitäten zu erledigen, einige Vorbereitungen zu treffen. Die Papiere, die ich brauche, müssen aus Kopenhagen beschafft werden."

„Sie sind Däne?"

Digitized by Google

„Ja, der Sohn eines Kaufmanns. Meine Eltern sind tot. Drei Wochen werden wohl vergehen."

„Eine lange Zeit. Ich möchte weg. In die weite Welt. München wird mir zu eng. Wenn ich noch lange hier bleibe, werde ich krank. Wissen Sie was, ich bin ja doch entbehrlich: muß durchaus nicht dabei sein. Wenn wir gleich heute oder morgen das ‚Gewisse' in Ordnung brächten, könnte ich jeden Tag abreisen. Nicht wahr?"

„Das steht ganz in Ihrem Belieben, Herr Hattinger."

„Also, halten wir's so!" sagte er erleichtert. „Ich mag dieses Brimbamborium, das sich bei solchen Anlässen entwickelt, so wie so nicht. Schenken Sie mir's. Aber nun rufe ich das Mädchen und will sie Ihnen in die Arme legen. Wie herkömmlich. Oder erlassen Sie mir auch das und gehen selbst zu ihr, mit meiner Einwilligung und meinem Segen? Dankbar wäre ich Ihnen."

„Es wäre auch mir angenehmer."

„Schön! Abgemacht! Meinen Glückwunsch und auf Wiedersehen."

Jessen ging nicht, trotz des deutlichen Abschiedes.

„Ich bitte um Ihre ehrenwörtliche Versicherung, daß Karla nie erfährt, daß ich auf diesem Wege . . ."

„Ja, glauben Sie denn, ich bin ein Lump? Meine Hand darauf."

Frau Moralt erfuhr aufatmend die Einwilligung zur Ehe. Sie hatte stark gehofft, aber auch wieder gebangt.

Doch als sie hörte, wie Hochzeit gefeiert werden sollte, da wurde sie zornrot und ballte beide Fäuste.

Walter Jessen zog ihr mit frohem Lächeln die erhobenen Arme nieder.

„Regen Sie sich nicht auf, liebe Frau Moralt! Uns ist's ja so willkommen. Nicht wahr, Karla?"

Digitized by Google

Das Mädchen, das er umschlungen hielt, stimmte rasch zu, wenn auch ihre Lippen bebten.

Es verflossen sechs Wochen, bis der Hochzeitstag kam. Unter Frau Moralts Mithilfe wurde eine hübsche Dreizimmerwohnung gemietet und die Einrichtung dazu nebst Wäsche und allem übrigen besorgt.

Fräulein Karla — sie hatte sich diese Ansprache von allen in der Pension erbeten, da sie den Namen Hattinger ungern hörte — war außerdem Haushaltsnovizin bei der Frau, die sich ihrer mütterlich annahm.

Walter hatte sich in dieser Zeit bei einem Freunde einlogiert und kam nur zum Mittag- und Abendtisch. Er arbeitete fleißig, „von der Liebe beschwingt", wie er sich zu Karla äußerte, an einem großen Werk.

Sie waren kein Brautpaar, das in Zärtlichkeiten lebte und in süßem Tändeln dem Ehestand entgegenging. In beiden war als Untergrund ein ruhiger, tiefer Ernst.

Unter Lächeln und Tränen schritt Karla zur Trauung. Ein schönes, edelgewachsenes Paar, auf den jungen, blassen Stirnen den Adel, den das Leid gibt.

Sie zuckte die beiden Male zusammen, da der Standesbeamte wie der Priester die Chiarra Falloni fragten, ob sie freiwillig des Walter Jessen Eheweib werden wolle.

Chiarra Falloni! Das klang so fremd, daß sie erschauerte.

In der Pension gab es dann ein festliches Essen.

Währenddem traf auch eine Glückwunschdepesche aus Spanien von Stephan Hattinger ein, dem man höflichkeitshalber das Hochzeitsdatum mitgeteilt hatte.

„Er ist doch kein ganz schlechter Mensch!" sagte Frau Moralt — nach echter Frauenart leicht gerührt und leicht

Digitized by Google

versöhnt —, strich das Formular glatt und breitete es vor Karla aus, die in der Blütenschönheit ihrer achtzehn Jahre dasaß.

Der junge Ehemann schaute mit unfreundlicher Miene auf das Telegramm und rührte es nicht an.

Frau Moralt hatte sich zwar lebhaft für eine Hochzeitsreise nach Venedig oder an den Rhein eingesetzt mit dem Hinweis, daß man sich die bei einer solchen Mitgift schon erlauben dürfe, und daß junge Frauen späterhin nicht mehr so ohne Umstände in die schöne Welt fliegen können, aber Jessen wie seine Braut fanden keinen Reiz daran. Es zog sie in ihr Heim.

Gegen Abend setzte sich das junge Paar in den Wagen, der es am Morgen zu Standesamt und Kirche gebracht, und ließ sich nach Schwabing fahren.

Das war ihre Hochzeitsreise.

Frau Karla Jessen war in ihrer Wohnung beschäftigt, sie staubte die Nippsachen ab, begoß die blühenden Pflanzen, rückte die Bilder, Stühle und Tischchen zurecht.

Es gab da so manches, dem sich bezahlte Hände nicht zur Reinigung nahen durften. In erster Linie ihre „Galerie", wie sie und alle Bekannte die Sammlung kleiner und kleinster Figuren nannten, die von Jessens Händen aus buntem Wachs in spielerischer Laune geschaffen worden waren. Die schenkte er Karla und sie bewahrte sie sämtliche in einem Glasschränkchen. Sie wurden von Besuchern nicht nur bewundert, sondern manch einer streckte begehrlich die Finger aus. Aber nicht mit freundschaftlichen Versicherungen und nicht mit Geld erreichte man etwas davon. Karla blieb unerbittlich.

Sie freute sich jeden Morgen, wenn sie die niedliche Gesellschaft beschaute.

Digitized by Google

Da waren Frau Moralt mit ihren ausgeprägten Eigenheiten, Walter, wie er sich sah, und Karla in Varianten, und mancher Kollege von ihm, und andere bekannte Typen, die irgend eine Rolle bei ihnen oder in der Öffentlichkeit spielten. Und bei jedem die Grenze zwischen Wirklichkeit und Karikatur hauchfein nach der letzten Seite hin überschritten.

Seit einem Jahr stand auch Hattingers große, beleibte Figur darunter, vortrefflich wiedergegeben mit der viereckigen, klobigen Stirne, dem brutalen Munde und dem Geiste der Rücksichtslosigkeit in Miene und Haltung.

Jessens hatten die Jahre her von da und dort etliche Ansichtskarten von ihm erhalten, mit burschikosen, kurzen Sätzen, wie man sie in erhöhter Stimmung, Reiseeitelkeit und Weinlaune schreibt. Die erste zerriß Walter mit verächtlicher Raschheit; die zweite, die nach langer Pause eintraf, lag ein paar Tage umher, bis sie Karla in eine Schale zu anderen legte; nach der dritten, die seine Adresse enthielt, war die junge Frau unentschlossen, ob sie ihm nicht eine kurze Nachricht senden solle. Aber Walter verbot es ihr mit einer an ihm ungewohnten Heftigkeit.

Die Zeit glättete.

Karla konnte ihn nun ruhig ansehen und freute sich des großen Talentes ihres Gatten.

Die Freude an der eigenen Häuslichkeit war aufs neue erstanden, denn sie besaßen seit kurzem ein anderes Heim, als das erste, in dem sie sechs Jahre zugebracht: eine kleine Villa im Bogenhauser Viertel. Walter hatte sein Atelier, das er bisher in der Nähe gehabt und mit einem Kollegen geteilt, bequem im eigenen, wenn auch gemieteten Hause.

Er erhielt mehrfach ehrende wie lohnende Aufträge; sein Name fing an zu klingen.

„Es ist das Glück mit mir, Karla, seit du meine Frau

Digitized by Google

bist!" sagte der junge Gatte öfter zu ihr. „Vorher war ich ein Mann mit Talent, jetzt habe ich Erfolg. Ich fühle, daß es aufwärts geht, Liebste, und du steigst mit mir."

Sechs Jahre Ehe! Eine ziemliche Spanne Zeit. Und eine selige Zeit für Karla.

Gewiß war nicht jeder Tag ein Freudenfest und jede Woche voll Jubel gewesen. Um im gesunden Gleichgewicht zu bleiben, muß das menschliche Leben den gleichen Wechsel haben wie die Natur, die Tau, Nebel, Regen, Sonne und Gewitter, Frost und Hitze in ungleicher Folge und Stärke hinnehmen muß.

Karla hatte manche Erfahrung am Leben wie an den Menschen machen müssen, die ihr das Weh der Enttäuschung verursachte. Von außen war Verdruß eingeschleppt worden, der in einem jungen Hausstand gewichtiger und nachhaltiger wirkt, als in einem älteren, erprobten.

Zwischen Walter und ihr waren Verstimmungen vorgekommen; das war begreiflich, denn niemals ist ein Mensch wie der andere in Neigung und Anschauung, und nie ist ein Mensch genau so, wie ihn der andere sich vorgestellt hat und wie er ihn wünscht und will.

Bei einem so engen Zusammengehen wie die Ehe, ist ein Abschleifen der Charakter, ein stetes Umformen innerlich wie äußerlich, besonders in den ersten Jahren unausbleiblich und unerläßlich. Die Liebe macht das leichter, aber sie macht es trotz ihrer göttlichen Kraft keineswegs laut und kampflos.

Dann war die gute Frau Moralt eines frühen und schweren Todes gestorben.

Und Karla hatte ein Kind unter dem Herzen getragen, mit allen Wonnen und Beschwerden einer werdenden Mutter — es geboren unter Todesfurcht und Schmerzen — und es war gestorben, noch ehe sie's im Arm gehalten.

Digitized by Google

Nicht einmal zu sehen bekam sie das kleine Wesen, um das sie gelitten und auf das sie sich gefreut.

Das ist ein schneidend Leid für eine junge Frau.

Aber beide waren jung und durften hoffen.

Über alles hob Karla das Glück, das sie an ihres Gatten Seite fühlte. Sie empfand eine Verehrung für ihn, wie sie zuweilen liebende Frauen in rührender Art für ihr ganzes Leben lang beibehalten.

Karla war eine Schönheit im Gesamten, seit sie reifer geworden. Wenn auch die Gesichtszüge weniger korrekt schön, als eben fein und reizvoll waren, so taten dafür die Augen Wunder, und die hohe, schlanke Gestalt wirkte.

Walter Jessen mußte nach zwei Monaten allein nach Berlin. Seine Frau erkrankte vorher leicht und konnte nicht mit ihm fahren; ein Verschieben der Reise war unmöglich. Da war alles diplomatisch eingeleitet. Trotz der anscheinenden Freiheit des Handelns fühlte sich Jessen dennoch gebunden.

Karla lag zu Bett, als er Abschied nahm. Vollkommen angekleidet zur Abfahrt trat er nochmal in das mit Möbeln von mattem, feinem Birnbaumholz ausgestattete Schlafzimmer und setzte sich auf die Kante ihres Bettes.

„Ich gehe mit schwerem Gemüt fort, Liebste! Nicht nur, daß ich allein bin, nachdem ich doch dachte, wir würden zu zweien lustig die Fahrt machen, ich weiß dich auch noch krank und allein!“

Sie streckte sich über die blaue Daunendecke und faßte ihn bei den Schultern.

„Wegen meiner Krankheit brauchst du dir keine Sorge machen. Es ist nicht schlimm, Walterchen. Und allein bin ich ja nicht! Da ist der Hausarzt, der jeden Tag kommt, und da ist das Mädchen. Die geringe Pflege, die ich brauche, die habe ich gut. Aber überhaupt . . .“

Digitized by Google

Er sah das Wasser in ihren Augen schwimmen.

Es war ihre erste Trennung für so lange, denn er rechnte mit einer Abwesenheit von vierzehn Tagen.

„Weißt du was? Halte, schone dich recht. Du kannst vielleicht in zwei bis drei Tagen aufstehen und bist nach acht Tagen flott und kannst mir nachreisen. Steigst abends in den Zug, schläfst wie ein Murmelchen — morgens nehme ich dich frisch am Bahnhof in Empfang, und wir genießen noch etliche Tage zusammen das große Berlin. Was sagst du dazu? Sieh, das macht dich schon halb gesund! Du lächelst. — Nun leb' wohl, mein geliebtes Weib, halte mir den Daumen, damit alles glücklich geht. Schreibe mir oft — schreibe mir viel — meine Postsachen schaust du durch und schickst mir nur das Dringende nach. Schone dich! Werde recht bald ganz gesund und komme!"

Karla erholte sich wirklich rasch nach Walters Abreise.

Schon am vierten Tage spazierte sie an der schwachen, aber immerhin wonnigen Mittagsonne des Februars.

Hoffnung und Sehnsucht belebten sie. Das Alleinsein war ihr, weil ungewohnt, unerträglich.

Mit noch etwas müden Füßen holte sie sich daheim bereits zusammen, was sie einzupacken gedachte. Und der Brief, in dem es jubelnd stand: „Morgen mit dem Frühzug verlasse ich München. Ich reise lieber am Tage, Schatz, um die Welt zu sehen. Um neun Uhr liege ich schon an Deinem Herzen" — war eines Abends geschrieben und harrte der Beförderung.

Karla setzte sich in zitternder Vorfreude zu ihrem letzten einsamen Nachtmahl. Vorher noch brachte das Dienstmädchen die Abendpost.

Sie bestand in ein paar Karten von Kollegen ihres Mannes, einem Brief geschäftlichen Inhalts, Sachen,

Digitized by Google

die sie gleich ihrem Reisegepäck einverleibte; weiterhin in Reklamezuschriften und einem Schreiben mit französischen Marken.

Karla las alles, wie sie es bisher gelesen. Walter hatte kein Geheimnis vor ihr. Sie las auch den Brief aus Paris.

„Mein lieber Freund Waltarus!

Du wirst mich für tot halten! Fünf Jahre ließ ich nichts mehr hören. Aber ich lebte, sehr intensiv sogar. Der Tod, der kommt erst jetzt. Im gewissen Sinne. Ich heirate nämlich! Aber das ist nicht das Sterben, das ich andeutete — das betrifft nur den Künstler, wie ich's bisher gewesen — das ist im Gegenteil ein Aufleben, eine Erneuerung aller Lebenskräfte. Ich heirate nämlich die einzige Tochter eines Mannes, der auf dem Boulevard Voltaire ein kolossales Magazin mit Skulpturen hat. Und Geld! Etwas, wofür sich im Laufe der Zeit, in der mein Idealismus allmählich schäbig geworden ist, eine riesige Wertschätzung eingestellt hat!

Ich habe die Kunst satt. Sie ließ mich zu viel darben und rings lockten Genuß und Schönheit. Ich werde die Kenntnisse, die mich mein ganz nettes Talent — an mehr glaub' ich nicht mehr nach all der Erfolglosigkeit — und mein rührender Fleiß, meine naive Ausdauer erwerben ließen, nun indirekt verwenden und dabei jedenfalls etwas mehr Fett ansetzen als bisher.

Bei dieser Gelegenheit habe ich eine gründliche Stöberung meiner Junggesellenneffekten vorgenommen, denn ich wußte, es war manches darunter, was meiner zukünftigen Gattin nicht unter die Augen kommen durfte. Man wird doch nicht zweiunddreißig Jahre alt und ist Künstler — ohne Liebe und Liebesglück.

Und dabei fand ich Einliegendes. Ich hab's damals an

Digitized by Google

mich genommen. Vielleicht magst Du's gerne haben, kannst es zu etwas brauchen. Wenn nicht, hast Du das Recht, es zu verbrennen, eher wie ich.

Wie hat übrigens die Geschichte ausgeschlagen? Nach sechs Jahren kann man schon ein Urteil drüber geben.

Als ich damals München verließ, war's ein rechtes Turteltaubenhaus bei Euch und Du verstandest das Gurren meisterlich. Ob es wirklich so echt war, wie es wirkte?

Ich werde Dir's nachahmen und in den sicheren Port einlaufen. In acht Tagen habe ich Hochzeit. Eine noble Hochzeitsreise nach Italien — durch Deutschland! Ich hoffe, Dich zu sehen, mein alter Kamerad.

Bete ein Vaterunser für mich, wenn Du's noch kannst, Waltarius — für den absterbenden Künstler und den werdenden Ehemann und sei gegrüßt von

Deinem

Freunde Fredy Denster."

Karla hatte am Schlusse des Briefes ein unangenehmes Gefühl.

Sie erinnerte sich des jungen Mannes mit diesem Namen. Er hatte früher und noch zu Anfang ihrer Ehe mit Walter das Atelier geteilt und war auch dann und wann in ihre Wohnung gekommen.

Sie erinnerte sich auch, daß ihr Gatte mit ihm intim befreundet gewesen war, und daß es ihr trotzdem stets geschienen, als wäre Walter jedesmal froh, wenn sich die Türe hinter Denster geschlossen hatte.

Eigentlich war sie ihm nicht ohne Sympathie gegenübergestanden, obwohl sie sich nicht klar wurde über ihn. Heute schätzte man ihn so ein und ein andermal entgegengesetzt.

Walters Urteil lautete: er ist eine gute Seele.

Digitized by Google

Er sagte von sich selbst, er sei eine Zwiebelnatur. Er habe siebenfachen Charakter und wechsle nach Belieben und Umständen, je nachdem, wen er gerade vor sich habe. Doch sein Inneres, das sei beißend und ätzend, genau wie bei der Zwiebel, aber zum Glück siebenfach vermantelt wie bei ihr.

Karla nahm gedankenvoll und mit Unbehagen die beigelegten Blätter, die noch im Umschlag steckten, heraus und entfaltete sie.

Das erste war ein Zeitungsausschnitt mit einer langen, ausführlichen Heiratsannonce, die sie rasch überflog.

Sonderbar! Wie sich das las! Jedes Wort sprach vertraut zu ihr.

Das zweite Blatt war ein Brief, bedeckt mit einer Schrift, die ihr nicht fremd war. Sie kannte sie von Halleck her. Und richtig, am Ende war auch unterzeichnet: Stephan Hattinger.

„Geehrter Herr!

Meine Pflegetochter, glaube ich, könnte die Ansprüche erfüllen, die Sie, laut Ihrer Anzeige, an Ihre Zukünftige stellen. Vermögen, wenn auch in beschränktem Maße, soll sie erhalten. Bild kann ich leider nicht senden. Bilder besagen auch nichts in diesem Falle. Sie könnte noch so schön sein und nicht nach Ihrem Geschmacke. Wir leben in München und persönliches Gegenüberstellen jederzeit möglich.

Belieben Sie Rücksprache mit mir zu nehmen, so finden Sie mich täglich von ein bis zwei Uhr an einem Fensterplatz im Restaurant Künstlerhaus am Lenbachplatz, erkenntlich daran, daß eines der gewöhnlichen blauen Geschäftskuverts neben meinem Teller liegt.

Achtungsvollst

Stephan Hattinger."

Digitized by Google

Die junge Frau hatte mit fiebernder Hast gelesen. Nun saß sie starr, ein Entsetzen im Blick, wie es Menschen haben mögen, auf die von rückwärts unverhofft ein Mordbeil fällt und denen in einer Sekunde Teil die grausige Erkenntnis kommt: nun ist es aus!

Sie saß regungslos da mit weißem Gesicht.

Nach einigen Minuten zuckte das halbgelähmte Herz auf und das Blut durchströmte heftig alle Adern.

Karla nahm mit zittrigen Händen die beiden Briefe und das Stückchen Druckpapier, breitete alles auf dem Tisch aus und las noch einmal, mit einer zagen Linie des Unglaubens um den Mund, jedes Wort.

Sie las erst das Inserat, langsam und mit klopfendem Herzen, dann den Brief ihres Pflegevaters und noch einmal die Zeilen Densters.

Es war kein Zweifel.

Zerschmettert von der Entdeckung fiel sie mit Oberkörper und Kopf auf die Tischplatte und lag in Stumpfheit da, ohne Gefühl im Herzen wie in den Gliedern.

Das Dienstmädchen klopfte. Sie hörte es nicht. Es trat herein mit den Speisen auf dem Brett. Karla rührte sich nicht. Erst als die Hände der besorgten Magd schüchtern an ihre Schultern tasteten, sprang sie auf.

„Nichts, nichts, oh, ich will nichts! Ich will schlafen. Ich bin todmüde."

Sie raffte die Blätter an sich, die ihr Glück vernichtet hatten, und schloß sich in ihr Schlafzimmer ein.

Die ganze Nacht arbeitete ihr Gehirn mit unermüdlicher und unerbittlicher Schärfe. Sie mußte die Jahre ihrer Ehe bis auf den Grund durchgehen, und ebenso die Zeit vorher, in der sie Walter kennen gelernt. All die Berechnung, all den Lug und Trug, auf die ihre Ehe aufgebaut, mußte sie ergründen.

Digitized by Google

Sie wußte den Tag noch genau, an dem er sich bei Frau Moralt eingemietet hatte. Es war der neunte März gewesen, als Walter Jessen zum erstenmal in der Pension speiste.

Ein Gedanke kam ihr. Sie hatte sich in der tiefen Finsternis übers Bett hingeworfen. Nun sprang sie auf, machte Licht und las das Datum auf Hattingers Brief. Der siebente März. Begreiflich!

Alles, alles Berechnung! Walters Aufenthalt in der Pension — er mußte sich ihr doch auf irgend eine Weise nähern! — Seine liebe Güte gegen sie — sie mußte ihm ja einigermaßen gewogen werden! Man konnte sie nicht mit ihm zusammenkoppeln, wie man Hunde an eine Leine bindet.

Daß er sie an Mutters Grab führte, auch das war Berechnung. An dieser Stelle, überwältigt vom Schmerz, würde sie, das verlassene, das törichte Mädchen, ihm als leichte Beute zufallen.

Und seine Berechnung hatte geklappt. Was ist ein Mädchenherz? Ein schwaches Ding, mit ein bißchen Komödie spielend zu gewinnen.

Geringe Mühe hatte er gehabt, mehr als nur die Gefügigkeit für seine Absichten zu erreichen. Mit den paar Kunstgriffen weckte er die Liebe in ihr: sie schenkte ihm auch noch ihr Herz!

Alles, alles Heuchelei! — Er hatte längst von ihr gewußt, daß sie ein armes, von der Straße aufgelesenes Kind war — Heuchelei, daß er sich von Frau Moralt Hattinger vorstellen ließ, nachdem die beiden längst den Kaufpreis vereinbart — sie sollte doch ahnungslos bleiben, sonst wäre sie vielleicht nicht ins Garn gegangen — Heuchelei, als er großartig sagte, du kannst das Geld zurückweisen —

Digitized by Google

Er war sich klar darüber, daß der Mann, der sie losbringen wollte, rasch und ganz und für immer, ihm das Geld so oder anders, trotz ihrer Ablehnung, in die Hände spielte. Er wußte die Summe schon, die er erhalten sollte.

Ach, wie eilig hatten es beide gehabt, ihr Ziel zu erreichen. Der eine, um sich einer Last zu entledigen, der andere, um das Geld zu gewinnen, das ihm zum „sorgenfreien Leben" nötig schien.

Es war mit Hochdruck gearbeitet worden.

Und zum Schluß noch dieses vernichtende: du hast dich zeitlebens für unser Fleisch und Blut gehalten! Für die Tochter vermöglicher Eltern. Du bist es nicht. Du bist eine Waise! Du bist ein Bettelkind! Ein brutaler Stoß, der sie an die Brust des Lauernden werfen sollte.

Heuchelei, welch eine Heuchelei!

Es stieg übel in ihr auf. .

Da war Frau Moralt, die sich ihr so mütterlich gezeigt. Hatte die nichts gewußt von dem unsauberen, abgekarteten Spiel? —

Sie hatte von Kupplerinnen gehört, schrecklichen Weibern, die um Gewinn loben, aneifern, vermitteln. War Frau Moralt eine Kupplerin gewesen, die einem oder dem anderen zuliebe arbeitete? — Nie hatte sie über den jungen Künstler anders als im günstigsten Sinne gesprochen. Wieviel mochte er ihr als Kupplerlohn gezahlt haben?

Und ihre Ehe? —

Wie war die „Geschichte" ausgefallen?

Ja, ja, Walter verstand das „Gurren meisterlich"! Denster hatte recht.

War dieses Glück die Jahre her nicht eine Einbildung ihrerseits?

Sie war ein Weib und die Männer brauchen das Weib

Digitized by Google

— sie war jung und die Männer lieben die Jugend — ihre Person war Walter eben sympathisch — er hatte sich an sie gewöhnt — ach, sie war ihm ja eine gefügige, hingebende Frau — sie hing an ihm in blinder Liebe. — Ja, ja, in blinder Liebe!

Wieviel war ihr jetzt wohl entgangen mit den geblendeten Augen — wieviel hatte sie sich zugunsten gedeutet mit ihrem wahnbefangenen Sinn!

Wer weiß, wie er sie betrog! Wie er mit dem Geld wirtschaftete, um dessentwillen er sie heiratete. Sie verstand, sie sah ja nichts davon. Ob er nicht eine Liebste hatte? Ein Mann bringt es fertig, ein Weib fürs Herz und eines fürs Haus zu haben.

Oh, sie war nicht mehr das dumme Mädchen von vor sechs Jahren! Sie hatte aus dem Großstadtlärm, der ihr immer in die Ohren drang, die Dissonanzen wohl herausgehört und erfaßt.

Karla wälzte sich in Schmerzen und preßte ihr Gesicht in die Kissen, um nicht zu schreien. Ihr Herz war wie eine offene Wunde. Auch die Narbe aufgerissen, die geblieben war von dem wehen Schnitt, der sie innerlich und äußerlich von Halleck getrennt, der sie der Mutter und des Vaters beraubt und ihr Selbstbewußtsein tief erschüttert hatte.

Um sie schwankte die ganze Welt. Sie hatte keinen Halt mehr. Mißtrauen und Argwohn zerfraßen sie.

Sie zweifelte an allem Guten. Zweifelte selbst an dem Edelsinn der toten Mutter.

Gibt es andere als egoistische Menschen? Hatte sie die junge Frau Hattinger einst nicht aufgenommen in selbstsüchtiger Regung? Aus Mitleid? Vielleicht im ersten Augenblick. Wenn man alle Kinder an sich nähme, die bemitleidenswert sind! Sie wollte eben ein Kind haben,

Digitized by Google

wie andere jungen Frauen auch. So ein kleines, lebendiges Spielzeug. Wollte es, weil ihr der Himmel keines mehr gab, nachdem er ihr das erste entrissen. Sie wollte ein junges Leben im Haus — etwas zu päppeln — zu erziehen — zur Unterhaltung.

Wenn es dann erwachsen war, schob man das Geschöpf von sich und sagte ihm: Nun höre: wir sind gar nicht deine Eltern — nur deine Wohltäter — denen du ewigen, untilgbaren Dank schuldest — aber du hast uns manchen Spaß gemacht — uns die Öde und Langweile vertrieben. Zum Lohn dafür — und da wir dich nun einmal wie als Eigenes erzogen haben, weil es uns so am besten paßte — zum Lohn dafür erhältst du eine Mitgift —

Und um dieses Geld kaufte man ihr auch noch einen Mann.

Am Morgen reiste die junge Frau ab, wie geplant war. Sie ließ sich einen Wagen holen, der sie zum Bahnhof bringen sollte. Aber das Mädchen nahm sie nicht mit dahin, wie man's gestern verabredet hatte.

„Ich brauche Sie nicht. Bleiben Sie da!" sprach sie kurz durch den dichten Schleier, der ihr Gesicht ganz verbarg.

Das Mädchen blieb aufs höchste verwundert zurück.

Den Berliner Zug ließ Karla aus der Halle fahren, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Sie studierte die angeschlagenen Landkarten, erkundigte sich an den Schaltern, kaufte sich ein Fahrplanbuch.

Gegen Mittag bestieg sie den Zug, der nach Süden ging.

Sie wollte Menschen suchen, zu denen sie gehörte von Natur aus, laut Blut und Abstammung. Sie wollte

Digitized by Google

eine Liebe kennen lernen, die, so klein sie auch anfangs sein mochte, echt war.

Vor all der Heuchelei hatte sie ein Grausen, das ihr den Rücken hinablief und bis in die Fingerspitzen zitterte und ebenso groß war, wie der Schmerz, der in ihr brannte.

Irgendwo da unten mußten doch Verwandte von den zwei Menschen leben, die ihr das Leben gegeben. — Bei ihnen oder in ihrer Nähe wollte sie ein neues Leben beginnen.

Statt ihrer reiste ein Brief nordwärts, der nichts enthielt, außer dem, was Denster von Paris hergesandt. Die zwei Briefe und der kleine Zeitungsausschnitt sprachen für sich.

Die junge Frau war mit einem Wägelchen von der Station der Gotthardbahn herübergefahren nach dem größeren Schweizerdorfe, das als Geburts- und Heimatsort ihrer Mutter in den Papieren, die sie besaß, verzeichnet war.

Der Ort, mit weißen Firnen im Hintergrund, war an eine Berglehne hingebaut und lag freundlich da, wenn auch die Grasmatten ringsum noch herbstbraun und unansehnlich waren. Erst beim Näherkommen enthüllte sich unergründlicher Schmutz. Es war kurz vorher eine Zeit der Schneeschmelze gewesen.

Karla war ausgestiegen und zögerte. Sollte sie das Wägelchen warten lassen?

Sie schlug den dichten, schwarzen Schleier hoch und schaute gedankenschwer auf die niederen, einfachen, in der Mehrzahl schindelgedeckten Häuser.

„Kehren Sie irgendwo ein und kommen Sie in etwa einer Stunde wieder an diese Stelle.“

Digitized by Google

Ihr erster Weg war zum Bürgermeister, zu dem sie sich bei den umherstehenden Kindern durchfragte.

Bei ihm bat sie um Auskunft.

Er war ein alter Mann und konnte ihr nach einigem Besinnen aus seinem Gedächtnis Bescheid geben.

Die Luft in der Stube, in der braunes Holzgebälk sich knapp über den Köpfen befand, war dick und stickig. Ein Riesenkachelofen spie die Wärme in Wogen von sich. Um ihn hingen derbe Kleider, standen gewaltige Schuhe, die trocknen sollten.

Es benahm Karla fast den Atem, so roch es nach nassem Tuch, Leder und Fett. Aber dennoch horchte sie mit Spannung. Wußte sie doch zu wenig von ihren wirklichen Eltern. Nur was die paar Papiere besagten, Namen und Daten. Nie hatte sie an Stephan Hattinger eine Frage darüber gestellt.

Die Worte des Alten flossen langsam und in gleichem Tonfall, indes vor den kleinen, mit rosa Kattun verhangenen Fenstern ein paar Hennen gackerten und ein Hund kläffte. Er bemühte sich, der eleganten Dame gegenüber sein Schweizerisch nach Möglichkeit zu überwinden.

„Ja, die Frau hab' ich als Meidli gekannt! Die war ein Dorfkind und hat hier einen Einheimischen g'hürotet einen Kleinhändler. Ja, und der Mann, der ischt ihr bald geschtorbe und dann hat sie einen Italienischen, der beim Bahnflicken an der Station war, kennen gelernt und ischt dem seine Frau worden und mit ihm dann hinunter in das italienische Land, nachdem das Hus verkauft war. Und da war ein Büabli da vom erschten, das Büabli hat sein Vatersvater nicht herlassen wollen und das ischt dann auch bei ihm verbliebe und ..."

„Gestorben?" fragte Karla.

Digitized by Google

„Nei, nei, meine liebe Frau!“ antwortete der Bürgermeister mit gemächlichem Lächeln um den stoppelbesetzten Mund, „das lebt und hat dem Großvater sein Anwesen geerbt und hat Weib und Kinder. Gleich da drüben ischt das Hus, das da, das ausschauen tut wie ein Franziskanerbruder, so viel ischt's mit braunem Holz umzogen.“

Er wies mit dem braunen, stumpfen, abgearbeiteten Zeigefinger zum Fenster hinaus.

„Ja — und die Frau — ich glaub', sie hat dann Felloni oder so ähnlich geheißen, die ischt im Italienischen recht bald verstorben. Ich glaub' gar im Kindbett — ja, und ihr zweiter Mann, der soll sie nicht lang überlebt haben — und da war dann wiederum ein Kind da — und da ischt die Nachfrag' zu uns kommen, ob's von den Muttersverwandten jemanden nicht recht wär, wenn's reiche Leut' annehmen täten. Nahe Verwandtschaft war aber gar nimmer da, war alles verschtorben, und der Großvater vom erschten Büabli, den ischt doch das zweite nichts angangen.“

Karla erhob sich und dankte höflich. Das weitere wußte sie.

Der Bürgermeister geleitete den seltenen Gast umständlich zum Hofe hinaus und ein über das andere Mal huschten seine kleinen in lauter Falten gebetteten Augen mit einer verhaltenen und grübelnden Neugier über ihr Gesicht und ihre Kleidung hin.

Er blieb stehen und sah ihr nach, und seine welken Lippen murmelten.

Die junge Frau schritt durch den erdigen Schmutz mit hochgehobenem Kleid, machte eine Runde durchs Dorf und lenkte dann dem langgestreckten, reichlich mit altersbraunem Holzverschlag versehenen Bauernhaus zu, das ihr der Bürgermeister bezeichnet hatte.

Digitized by Google

Sie besaß einen Bruder! Wohl nur einen Halbbruder, aber ein und dieselbe Frau hatte sie doch unter dem Herzen getragen. Ein Teil ihres Blutes war einer Herkunft!

Und da waren Frau und Kinder von ihm.

Auf Halleck war ein Bruder ihr innigster Wunsch gewesen. Um Brüder hatte sie die Mädchen im Pensionat noch beneidet. So ein netter, munterer Bursche, der mit ihr tollte. Wenn sie geahnt hätte, daß hier an der Schweizer Grenze, in den Gassen, auf den Wiesen eines Dorfes ein Junge herumsprang, mit dem sie brüderliche Blutsverwandtschaft verband.

Damals hätte sich lustig mit dem Bauernjungen spielen lassen.

Was fragen Kinder nach sozialen Unterschieden, nach Bildung.

Damals — auf Halleck!

Jetzt blickte sie nachdenklich über den Besitz hin, der einen ärmlichen, verwahrlosten Eindruck machte.

Sollte sie eintreten? Konnte es einen Zweck haben? Gähnte hier nicht eine Kluft, über die sich nie eine Brücke schlagen lassen würde?

Ihre Gedanken stürzten sich auf mancherlei Gelesenes und Gehörtes. Es hatte hochgestellte Männer gegeben, die aus niederen Sphären stammten und in Ehrfurcht mit den einfach gebliebenen Eltern, in fürsorgender Liebe mit den Geschwistern verkehrten.

In München sah man wohlgekleidete Männer und Frauen um die Oktoberfestzeit ihre schlichten, bäuerischen Mütter und Väter und Geschwister durch die Stadt führen.

Das Blut verband sie.

Und wenn sie nur ein wenig Liebe gewann und von hier mitnehmen konnte! Einen Sommer hier verleben

Digitized by Google

— in der stillen Natur — bei Menschen, die zu ihr gehörten — und die Wunde heilen lassen, die ihr geschlagen worden.

Mit energisch aufeinandergepreßten Lippen trat sie über die Schwelle.

In einer verräucherten, niederen Stube, in der die gleiche dicke Luft herrschte wie beim Bürgermeister, setzten sich Frau und Kinder eben zum Vesperbrot nieder.

Drei Kinder in buntverwaschenen, verflickten Kitteln, die Mutter schlecht und recht angezogen, ein knochiges, robustes Bauernweib mit leeren, stumpfen Augen. Der Mann fehlte.

Sie starrten alle stumm und verwundert die fremde Frau an.

Karla stieg ein Ekel auf in der üblen Atmosphäre. Dem Raum fehlte selbst die bedingte Reinlichkeit, die bei dem alten Mann drüben noch bemerkbar gewesen. Dazu war ihr die Frau auf das höchste unangenehm, die unhübschen, schmutzigen, dummen Kinder desgleichen.

Sie war im Augenblick fest entschlossen, ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu verschweigen und sich nach einer Ausrede zu entfernen, denn das Familienoberhaupt war kaum eine nennenswert andere Persönlichkeit.

Noch besann sie sich, was sie diesen sie idiotisch anstarrenden Menschen sagen sollte, als die Türe geöffnet wurde und der junge Bauer eintrat.

Ein großer, kräftiger, derber Mann. Vom Bauernstandpunkt aus nicht unhübsch. Das Gesicht frisch und luftbraun mit blondem Bart; aber der Blick war unruhig und wirkte falsch und tückisch.

„Grüaßi!"

Er drehte einen verwaschenen Filzhut in den Händen und schaute halb verlegen, halb dreist auf die Fremde.

Digitized by Google

„Ihr seid's meine Schwöschter — meine Stiefschwöschter!? Es wird wohl so sein!"

Sie nickte in der Verblüffung.

Sie dachte nicht an das Aufsehen, das sie in dem kleinen Ort erregt, an die Bauernschlauheit des Alten, der sich rasch den Grund ihrer Nachfrage erklärt hatte und hinter ihrem Rücken dem Nachbarn sofort einen Wink gab.

Der junge Mann in den blaufarbigen Hemdärmeln ging näher heran und streckte ihr die Hand hin.

„Das ischt schön von dir, daß du daherkommst an den Heimatort von unserer Mutter!" sprach er jetzt ungeniert und schaute ihr in das totenblasse Gesicht.

Sie reichte ihm die Hand und spürte durch ihre feinen Handschuhe die Schrunden und Rauheit dieser knochigen Männerhand durch.

Von dem jungen Bauern strömte ein sauerer Tabakgeruch aus, seine Nase und sein Bart waren unsauber von dem braunen Pulver.

Die Frau hatte unterdessen einen Holzstuhl mit den blanken Händen abgeputzt und stellte ihn in scheuer, gebückter Haltung, mit Grinsen, das in dem jungen, aber verbrauchten Gesicht ein widerliches, lückenhaftes Gebiß enthüllte, vor Karla hin.

Karla setzte sich und sagte, daß sie auf der Durchreise nach Italien sei und halt gemacht habe, um einen Abstecher hierher zu machen.

„Also hat man dir's doch vermeld', von wem du bischt?" fragte der Bauer in einem Dialekt, den sie kaum verstand. Er mußte fast jeden Satz wiederholen.

Nach und nach aber fand er sich in einen besseren Ausdruck hinein. Es war doch noch keine Ewigkeit, daß er die Schule verlassen hatte.

Digitized by Google

Auf jede Frage nickte sie.

„Das ischt schön von dir, daß du kein Stolz nicht hast und deine Verwandten besuchst."

Mit einem gewissen Auftrumpfen betonte er die „Verwandten".

Er winkte Frau und Kindern, und jedes mußte ihr auf sein Geheiß die Hand geben, und keines tat es, ohne nicht vorher die weite, blaue Schürze der Bäuerin als Handtuch benützt zu haben.

Karla versuchte mit den Kindern zu plaudern. Vergeblich.

„Möchten dir gern mit einem Essen aufwarten. Aber du wirscht nicht mögen, was bei uns gibt. Da gibt's nichts Feins. Wir sind arm. Wenn du eine frische Milch . . ."

Karla dankte.

„Ich wollte nur sehen — erst den Ort — und dann — dich."

„Ich heiß Arni, ja, Arni! Und du?"

„Karla!"

„Ganz italienisch! Ja freilich!"

Er schob die Pfeife vom linken Mundwinkel in den rechten.

Unablässig paffte er. Der scharfe Rauch des Knasters belästigte Karla. Sie hustete mehrmals.

„Hascht einen Husten? Mußt auf dich aufpassen. Ischt ja ein Winter heuer. Allweil Schneesturm. Die Dachlatten von mein Hus klappern, so sein's mitgenommen. Wir sind arm. Wir können's so schnell nicht richten lassen. Ja."

Die Kinder saßen auf der Holzbank und starrten nach ihr her. Die Frau, der man ansah, daß sie in jeder Hinsicht der schwächere Teil in dieser Ehe war, machte es

Digitized by Google

ihnen gleich. Der Bauer allein war der Regere, Unternehmendere.

„Ja, du haſcht ein Glück gehabt. Ein bergligroßes Glück," ſeufzte er und muſterte ſie vom Scheitel bis zur Zehe mit Blicken, in denen, wie Karla meinte, etwas Unlauteres und ihr Unangenehmes flimmerte.

„Leben wohl die Leut nimmer?" fragte er weiter.

Der Kürze halber verneinte ſie. Wozu ſollte ſie ihm erzählen, was ihm im Grunde gleichgültig ſein konnte.

„Aber ſie haben dir wohl was vermacht?"

Wieder nickte ſie und dachte ſich, daß ſie nun gehen wolle.

Schwer lag's in ihren Gliedern. Und ihr Herz war wie ein dunkler, hohler Raum.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Allerlei
Nachdenkliches über den Kaffee
Von Valentin Bronigk / Mit 13 Bildern

So manches, was unseren Großeltern gänzlich unbekannt war, scheint den Enkeln unentbehrlich, gleichviel ob es technische Neuerungen sind oder Nahrungs- und ganz besonders Genußmittel. Gewisse Genußmittel sind als solche seit Jahrtausenden bekannt, wenn sich auch in ihrer Zubereitung vieles änderte. Andere kamen erst später auf. So erinnerte man sich 1920 daran, daß vierhundert Jahre verflossen waren, seit die Spanier Kakao und Schokolade aus Mittelamerika in ihre Heimat einführten. Der aus China stammende Tee ist 1559 durch Portugiesen und Holländer nach Europa gebracht worden, aber erst seit 1610 begann er sich langsam den Markt zu erobern. Um 1660 genoß man ihn als „kostbares Getränk" in Londoner Kaffeehäusern. Die alten Mexikaner tranken Kakao, die Chinesen besteuerten zu einer Zeit den Tee, als bei uns die ersten Städte entstanden, und in Arabien scheint der Kaffee, obwohl schon vorher beliebt, im fünfzehnten Jahrhundert größere Verbreitung gefunden zu haben, wenn man ihn auch vorher noch nicht aus den sogenannten Bohnen, sondern aus den getrockneten Samenhüllen und dem inneren Häutchen, welches den Samen, die „Bohne", umgibt, zubereitete. Daß man den Tee in China mit Steuern belegte, läßt darauf schließen, daß dieses Getränk als narkotisches Genußmittel angesehen wurde. Man kannte die schlafverscheuchende Wirkung dieses Getränkes und erzählte eine artige Geschichte der Entstehung der Teestaude. Ein bud-

Digitized by Google

Blühender Kaffeestrauch.

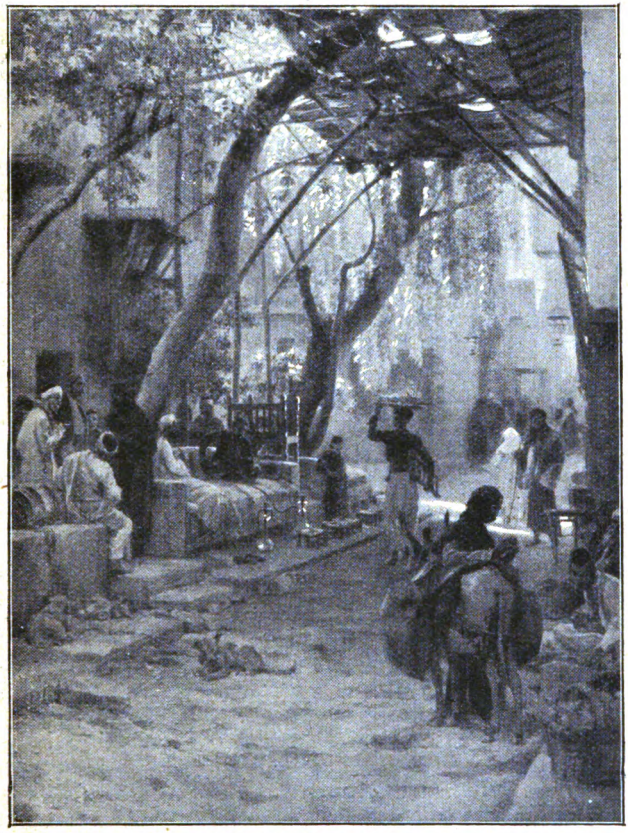
dhistischer Heiliger soll gelobt haben, sich des Schlafes zu enthalten. Da er aber doch, von Müdigkeit überwältigt, einschlief, schnitt er zur Sühne für das gebrochene Gelübde seine Augenlider ab und warf sie auf die Erde; aus ihnen erwuchs die schlafverscheuchende Teestaude. So soll

Digitized by Google

auch in Arabien ein frommer Mufti, Semal Eddin aus Aden gebürtig, auf einer Reise nach Adjam die schlafhemmende Wirkung des Kaffees kennen gelernt haben, und er empfahl diesen Trank den Derwischen, um sie während der Nacht im Gebete munter zu erhalten. Dies setzte sich bald weiter fort und griff auch in Mekka um sich, dem großen Zusammenkunftsort aller Anhänger der Lehre des Propheten. In Arabien war im fünfzehnten Jahrhundert das Getränk in allen großen Städten beliebt. Da entstand 1511 in Mekka ein großer Meinungskampf für und wider den Kaffee; Ärzte und Gelehrte lagen sich in den Haaren, und einer der Kaffeegegner behauptete, das Getränk berausche wie der den Bekennern des Islam verbotene Wein. Man verlachte den Eiferer und erklärte, wenn er ein solches Urteil fälle, müsse er doch Wein genossen haben. Unbedachtsam gab dies der Moslim zu. Nun drehten die Frager den Spieß um, und der Eilfertige erhielt die gesetzlich vorgeschriebenen Stockprügel auf die Fußsohlen. Endlich führten die Streitigkeiten doch dazu, daß unter dem Statthalter Khair Bei ein Kaffeeverbot herauskam. Die Vorräte bei den Händlern wurden eingezogen und verbrannt. Wen man beim Kaffeetrinken ertappte, den traf harte Strafe; die Verächter des Gesetzes setzte man rückwärts aufgezäumt auf einen Esel und zog mit ihnen durch die Stadt. Das geschah zu dieser Zeit in Mekka.

In der Residenz Kairo aber waren Ärzte und Gelehrte anderer Meinung; der Sultan teilte die Auffassung dieser Männer und befahl dem Statthalter in Mekka, den schwarzen Trank freizugeben. Was man bekämpfte, war weniger der Kaffee, sondern das Treiben an den Stätten, da man ihn ausschenkte; Spiel um Geld, musizieren, singen und tanzen hatte dort um sich gegriffen und Ärger-

Digitized by Google



Eine Kaffeeschenke in Damaskus.

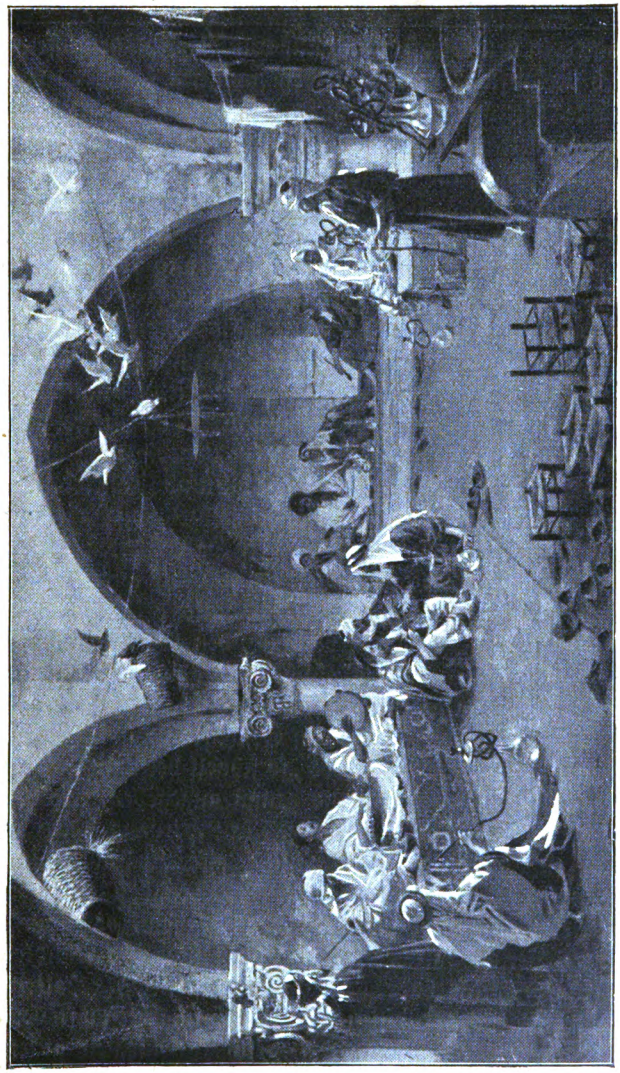
nis erregt. Der Nachfolger Khair Beis trank selbst Kaffee, und so kam es, daß der Handel mit Bohnen und der Verkauf des Trankes nicht mehr behindert wurde.

Dreiundzwanzig Jahre nach diesen Streitigkeiten entstanden in Konstantinopel abermals heftige Ausein-

Digitized by Google

anderſetzungen über den narkotiſchen Trank. Dort waren zwei gut ausgeſtattete Kaffeehäuſer entſtanden, in denen ſich Gelehrte, Dichter und andere Leute verſammelten; man vertrieb ſich leere Stunden mit Brettſpielen, plauderte und verbrachte, ohne viel Geld auszugeben, in angenehmer Weiſe die Zeit. Perſonen aus allen Ständen, Serailbeamte, Paſchas und Hofbedienſtete von hohem Rang beſuchten die Kaffeehäuſer. Da beklagten die Vorſteher der Moſcheen dieſes Treiben, weil man mehr Leute dort fände, als in den dem Dienſte Allahs geweihten Stätten. Derwiſche predigten öffentlich gegen dieſe neue Mode und behaupteten, es ſei eine weit geringere Sünde, Wein zu trinken, als ein Kaffeehaus aufzuſuchen. Im Verlauf der Streitigkeiten entſchied die Geiſtlichkeit, nach dem Geſetz Mohammeds ſei es nicht erlaubt, Kaffee zu genießen. Die Häuſer, in denen der Trank verabreicht wurde, mußten geſchloſſen werden, und die Hüter der öffentlichen Ordnung erhielten Befehl, jedermann anzuzeigen, der ſich gegen den Erlaß verging. Da man aber ſo gut wie nichts damit ausrichtete, gab man den Kaffeehandel gegen Erlegung gewiſſer Abgaben frei, verbot jedoch, ihn öffentlich zu trinken. Nun entſtanden in Hinterzimmern und verſteckt gelegenen Winkeln geheime Schankſtellen und allmählich gab es mehr als zuvor. Die Beſitzer ſolcher Kaffeehäuſer mußten täglich eine Zechine an Abgaben bezahlen und durften doch nur einen geringen Preis für eine Taſſe Kaffee fordern. Nun war der Friede hergeſtellt, aber es ſollte zur Zeit Mohammeds IV. noch einmal dazu kommen, daß die Kaffeehäuſer in Konſtantinopel geſchloſſen wurden. Diesmal geſchah es aus politiſchen Gründen, denn die Kaffeehausbeſucher führten Geſpräche, die ſtaatsgefährlich erſchienen. Nun half man ſich auf andere Art; in kupfernen Keſſeln bereiteter Kaffee

Digitized by Google



Arabisches Kaffeehaus in Jerusalem.

Digitized by Google

wurde in den Straßen und auf den Marktplätzen öffentlich verkauft. Aber auch in den Familien fand das verpönte Getränk immer mehr Liebhaber. Orientalische Frauen betrachteten es als Grund zur Ehescheidung, wenn sie mit Kaffee nicht genügend bedacht wurden. Aus der reichhaltigen arabischen Literatur jener Zeiten, die ebensoviel Spott- wie Lobgedichte auf den Kaffee enthält, läßt sich ersehen, mit welcher Erbitterung fortwährend um seine Verbreitung gerungen wurde.

Durch den venezianischen Seehandel kam der Kaffee zuerst nach Italien, wo er 1615 noch nicht sehr bekannt gewesen sein kann, denn der Reisende Pietro della Valle schrieb in jenem Jahre aus Konstantinopel einem Freunde, er werde ihm etwas Kaffee, der in Venedig noch unbekannt sei, mitbringen. Nach England und Frankreich gelangte der Kaffee um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo man ihn zuerst in den Hafenstädten trank; meist genossen ihn dort Leute, die sich auf ihren Reisen nach der Levante daran gewöhnt hatten.

Daß man nicht überall verstand, den Kaffee richtig zu behandeln und das Getränke deshalb ablehnte, läßt sich denken. So hatte der Amsterdamer Großhändler van Smiten im Jahre 1637 seinem Geschäftsfreund Hervano in Merseburg eine Probe des „so schnell berühmt gewordenen Koffeyi" gesandt und genau angegeben, wie der Trank zubereitet werden sollte. Frau Hervano schien es nicht richtig, den Kaffee nur mit Wasser zu kochen, und sie nahm Fleischbrühe dazu. Dieser Trank scheint den Merseburgern nicht gut bekommen zu sein, denn nach einem Bericht darüber schrieb der holländische Händler entrüstet: „Ich habe Eure Pfefferbestellung erhalten, schicke Euch jedoch keinen, da ich auf eine Geschäftsverbindung verzichte, von welcher ich für meinen guten

Digitized by Google

In einem Kaffeehause des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Willen nur Grobheiten hören muß. Wenn Euer ganzes Personal nach Genuß dieses vorzüglichen Koffeyi krank geworden ist, und Ihr mir sechzehn gute Groschen für Abführmittel anrechnen wollt, so muß ich mir das ernstens verbitten. Ich habe schon fünf Ballen Koffeyi nach Leipzig verladen lassen, und jeder, der davon getrunken, lobt es. Ein Beweis, daß die Leipziger einen feineren Geschmack haben, als Ihr groben Merseburger. Und somit Gott befohlen. van Smiten."

In Marseille errichteten 1671 einige Privatpersonen ein Kaffeehaus, das nahe bei der Börse lag. Dort traf man sich, rauchte Tabak, sprach von Geschäften, spielte und vertrieb sich die Zeit. Nach acht Jahren entspann sich unter den Ärzten ein Streit über Nutzen oder Schädlichkeit des Kaffeegenusses; Doktor Columb in Marseille sprach öffentlich im Saale des Rathauses gegen die Neuerung. Man hörte ihm zu, kaufte seine Schrift und trank den Kaffee wie zuvor. In Paris hatte sich 1669 nach fast einjährigem Aufenthalt eines Abgesandten des Sultans, Soliman Aga, die neue Mode, Kaffee zu genießen, durchgesetzt. In Wien wurde 1683, in Nürnberg und Regensburg 1686, in Hamburg 1687, in Stuttgart 1712 ein Kaffeehaus eröffnet. Zweihundert Jahre ist es her, seit in Berlin öffentlich Kaffee getrunken wurde.

Die Kaffeehäuser, welche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den größeren Städten des übrigen Europa entstanden, wurden meist mit schönen Tapeten bespannt, große Spiegel, Gemälde und Kronleuchter darin angebracht. Es gab dort Tee, Schokolade, Kaffee und andere Erfrischungen. Bald hörte man die gleichen Klagen wie vordem im Orient; die Kaffeehäuser galten als „Höhlen der Verschwendung und üppigen Genusses". Und auch dazu kam es, daß diese Lokale aus poli-

Digitized by Google

tischen Gründen vorübergehend nicht geduldet wurden. In London erging unter Karl II. 1675 der Befehl, alle Kaffeehäuser sollten als „Stätten des Aufruhrs" ge-

Bei der Schicksalsdeuterin.

schlossen werden. In Leipzig muß der braune Trank rasch beliebt geworden sein, denn im Jahre 1697 gab es dort schon so viele und darunter solch zweifelhafte Lokale, daß der Rat gegen die „ungebührlich eingeführten Tee- und Kaffeestuben" einschritt, in denen „nicht nur über die in

Digitized by Google

der Kurfürstlichen Polizeiordnung bestimmte Frist Gäste geduldet, sondern auch zu verbotenen Spielen, Üppigkeit und anderen Lastern Gelegenheit geboten wurde."

Ein Jahr zuvor hatten die Frauen Londons eine Eingabe an das Parlament gerichtet, in der behauptet wurde, daß die Männer viele Zeit in den Kaffeehäusern verbrächten und durch das neue Getränk an ihrer Gesundheit Schaden litten. Gelänge es nicht, diese verderbliche Gewohnheit abzuschaffen, so käme es gewiß bald dahin, daß die Nachkommen dieser Kaffeetrinker nur noch ein Geschlecht von Zwergen und Affen sein würden. Daraus geht hervor, daß die englischen Frauen jener Zeit noch keine Kränzchenschwestern waren, denen der Mokka schmeckte; offenbar tranken sie dafür Tee, der denn auch bei den Briten immer beliebter geworden ist. Die derbdeutsche Liselotte von der Pfalz, die Gemahlin des Bruders Ludwig XIV. von Frankreich mochte den „modischen Plunder" durchaus nicht. Sie schrieb im Jahre 1712: „Ich kann weder thé, coffé, noch chocolate vertragen, kan nicht begreifen, wie man das zeuch gern drinckt. Thé kompt mir vor wie heu und mist, coffé wie ruß undt feigbohnen, und chocolatte ist mir zu süß, was ich aber woll eßen mögte, were eine gutte kalteschal oder eine gutte biersupp. Mein gott, wie kan so waß bitteres und stinkendes erfreuen, wie daß coffé ist!"

Die Kaufleute dachten anders; in allen Staaten, die damals Kolonien besaßen, baute man den Kaffeebaum an und der Handel entwickelte sich zusehends. Große Summen für Kaffee floßen ins Ausland; Holland, Frankreich und England heimsten hohe Beträge ein. Im Jahre 1778 berechnete man im Fürstentum Lüneburg die Zahl der Kaffeetrinker mit vierzigtausend, von denen jeder täglich sechs Pfennige für Kaffee und Zucker aus-

Digitized by Google

gab, so daß, zwanzig Prozent für den Zwischenhandel abgerechnet, jährlich 240 000 Taler außer Landes wanderten. Aus dem kleinen Fürstentum Siegen gingen im Jahre 1781 allein für Kaffee und Zucker jährlich 180 000 Gulden nach Holland.

Mit der Verbreitung des Kaffeetrinkens hing es zu-

Klatschkränzchen.

sammen, daß verschiedene Handwerke in Tätigkeit gesetzt wurden, denn die türkische Art, den Mokka zu bereiten, wurde im Abendlande nicht ohne Änderungen übernommen. Zum Rösten oder Brennen der Bohnen benötigte man eine Kaffeetrommel; diese wurden von den Blechschmieden hergestellt, das Gestell, auf dem die Trommel ruhte, fertigten die Grobschmiede. Wenn man den gerösteten Kaffee anfänglich in einem Mörser zerstieß, so bürgerte sich doch bald die Kaffeemühle überall ein. Die geschickten Nürnberger Handwerksmeister erlangten für beide Erzeugnisse solchen Ruf, daß um 1784

Digitized by Google

Millionen dieser wichtigsten Apparate von dort ihren Weg über ganz Deutschland fanden. Man stellte aber auch Kaffeemühlen her, die bequem im Reisegepäck, ja sogar in der Tasche untergebracht werden konnten. Um 1768 kostete eine kleinere Kaffeemühle für den gewöhnlichen Hausbedarf einen Reichstaler; größere, die für Händler bestimmt waren, erhielt man für die doppelte Summe. Wenn dies auch viel Geld war, so boten die Verfertiger dieser Mühlen doch zwei Jahre Garantie und versicherten, daß man sie zwanzig Jahre gebrauchen könne und sie nur alle drei Jahre schärfen müsse. Zum Kochen des gemahlenen Kaffees brauchte man eigenes Geschirr. Dann war ein Filtrierhut nötig, und bald gab es auch verschiedenartig konstruierte Kaffeekochmaschinen in einfacher und luxuriöser Ausstattung. Damit besaß man aber nur einen Teil der Einrichtungen zur Bereitung des aromatischen Getränkes. Kannen und Tassen aus irdenem Zeug, englischer Erde, Steingut oder Porzellan bildeten die Sehnsucht der modischen Frauen; dazu kamen Kaffeelöffel aus Gold, Silber, Prinzmetall, Zinn oder Blech, und Kaffeekannen, die je nach Vermögen aus Silber, Messing, Zinn und Blech hergestellt zu haben waren. Weiteren Luxus trieb man mit Präsentiertellern, auf denen der Kaffee und das Kaffeezeug aufgetragen wurde. Man stellte sie aus Silber, Zinn, Kupfer, Messing und Holzeinlegearbeit her, und bezog Lackteller aus China und Japan, woher man auch kostbares Porzellan einführte. In bürgerlichen Kreisen begnügte man sich mit Präsentiertellern aus bemaltem und lackiertem Blech oder geflochtenem Stroh auf Holzunterlage. Als notwendig galten Kaffeebüchsen und Zuckerbehälter aus verschiedenem Material, und wer ganz nach der Mode gehen wollte, brauchte auch einen besonderen Kaffeetisch, der

Digitized by Google

mit Decken von weißem, geblümtem Leinendamast oder buntem Kattun belegt wurde. Kaffeeservietten durften nicht fehlen, so wenig wie Zuckerzängchen aus Gold oder Silber. Dieser Luxus verlangte nach gebührender Schaustellung, und das Service fand seinen Platz auf dem

Ein Pfund vom „Besten".

Kaffeetisch, der Kommode oder in einem Glasschrank. Ein altes Wort: „Kleine Ursachen, große Wirkungen" findet hier seine Bestätigung. Mit der Ausbreitung des Kaffeetrinkens begann ein zuvor unbekannter Luxus in allen Schichten Bedürfnis zu werden. Kein Wunder, daß man sich dagegen ereiferte. So erschien 1758 eine Schrift „über die seit geraumer Zeit ausgebrochene Kaffeeseuche". Darin wird beklagt, daß diese „böse Gewohnheit schwer auszurotten sey"; daß diese Seuche die Zeit verderbe, die Faulheit vermehre, Armut und Mangel an Silber ver-

Digitized by Google

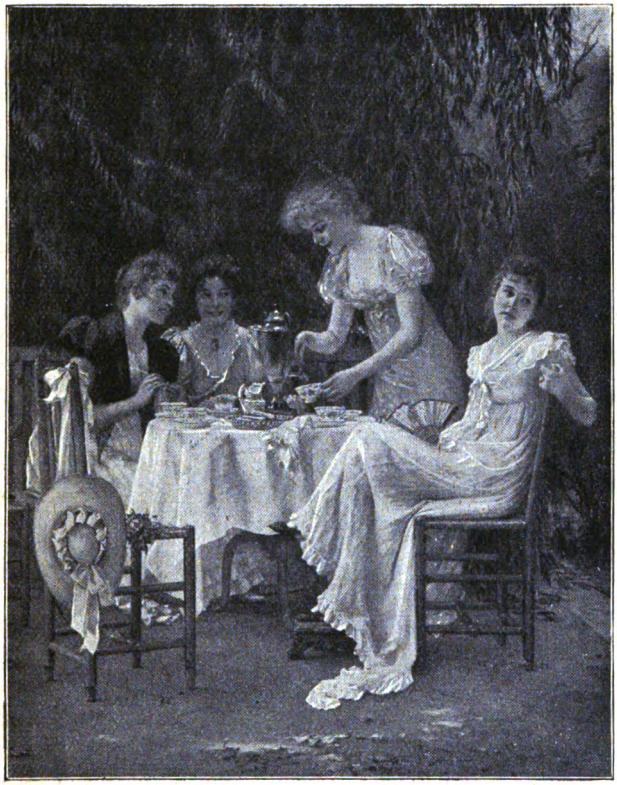
ursache, den Hochmut, Müßiggang und Verschwendung befördere und der Verleumdung beim Klatsch Vorschub leiste. Geld, das man vordem gespart habe, verwandle sich nun in Silbergeschirr und werde so dem Umlauf entzogen.

Die neue Mode, im Hause Kaffee aufzutischen, führte zur Änderung in den Wohnungen. Seit es zum „guten Ton" gehörte, daß die Hausfrau Kaffeebesuch annahm, wurden Besuchszimmer eingerichtet, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch in den wenigsten Häusern vorhanden waren. Wie J. G. Krünitz 1774 schrieb, mußte ein solches Zimmer da sein, wenn auch die Werkstatt, Vorratskammer oder ein anderer Raum darüber schlecht verlegt werden sollte. Wohnungen, in denen eine solche Visitenstube fehlten, vermieteten sich schlecht. Mit der neuen Mode hing es aber auch zusammen, daß nicht nur die Visitenstube besser möbliert wurde, man trieb auch größeren Aufwand mit Kleidern. Krünitz sagt: „Die Kinder, heißt es, würden einem nachlachen, wenn man so aufgezogen käme, wie man vor einem Jahr geputzt erschien. So sehen jetzt die Visitenstuben aus, so ist es Mode, seine Besuche zu bedienen; so müssen wir es auch haben." Und so breiteten sich die Moden aus „wie die Pest". Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Durch die häufigen, in vielen Häusern täglichen Zusammenkünfte beim Kaffee entstünde Langweile. Da man die Stunden nicht mit Stadtklatsch, mit Gerede über Wetter und Mode totschlagen könne, finge man an zu spielen, und zwar nicht zur Unterhaltung, sondern um Geld, wobei man nicht selten bis in die Nacht hinein säße.

Im Jahre 1781 berechnete der Hofrat Nikolaus Wachsmut in seiner Schilderung des „Unglücks, so die Coffeebohne in Teutschland angerichtet", daß in einem Jahre

Digitized by Google

vierundachtzig Millionen Taler für Kaffee aus dem Reiche gingen. Wenn man davon für den Gewinn der Krämer



Kaffeestündchen im Garten.

und Fuhrleute zwölf Millionen abrechne, so blieben es immer noch zweiundsiebzig Millionen. „Durch zwanzig Jahre gerechnet, kommen 1440 Millionen Taler heraus; eine Summe, von der man kaum glauben sollte, daß sie

Digitized by Google

in der Welt wäre." Krünitz schrieb: „Was wir für unsere heimischen Erzeugnisse von Fremden anschaffen können, das macht uns nicht arm; aber wir werden es, wenn wir mehr fremde Waren kaufen, als wir mit unseren Produkten bezahlen können."

Bedenkt man, daß Deutschland im achtzehnten Jahrhundert im Vergleich mit anderen Ländern so gut wie keinen Seehandel besaß, dann kann man begreiflich finden, daß einzelne Staaten alles versuchten, um der weiteren Ausbreitung des Kaffeetrinkens möglichst große Schwierigkeiten zu bereiten. Das geschah nicht deshalb, weil man das Getränk für schädlich hielt, obwohl auch dies behauptet wurde, sondern um das Abfließen so großer Summen in das Ausland zu verhindern. Es kam da und dort zu völligen Verboten und anderwärts legte man hohe Abgaben auf den unerwünschten Kaffee, um dieser „Seuche und Raserei" Einhalt zu tun. Zahlreiche Schriften erschienen, in denen versucht wurde, die Menschen zu eigenem Nachdenken zu veranlassen; man wollte den Bürger und Landmann dahin bringen, selbst so klug zu werden, das allen so „höchst schädliche Getränke" abzuschaffen. Wenn man im Volksmund auch für den Kaffee den bezeichnenden Ausdruck „Bankrottwasser" erfand, so half doch alles nichts. Man trank die „Lotterbrühe" weiter. So schrieb man 1784: „Der größte Teil der Bürger ist unfähig, die politischen Beweggründe der Gesetzgeber einzusehen, und es ist unmöglich, die Begriffe von Tausenden durch eine Verordnung auf einmal umzustimmen. Die Leute haben von Patriotismus gar keinen Begriff. Sie sagen: ‚Laßt doch den Holländer, Franzmann und Briten unser Geld für den Kaffee nehmen, was kümmert das uns, wenn wir ihn nur trinken können.' Man sagt sich, wie kann etwas seit gestern zum Ver-

Digitized by Google

brechen werden, was vorgestern noch erlaubt gewesen ist? Man beruhigt sich, gegen das Gesetz zu handeln, ja man schlürft den verbotenen Kaffee mit dem stolzen Gefühl,

Ein Besuch zu Großmutters Zeit.

daß man die beleidigten Rechte der Menschheit räche und sich den willkürlichen Verordnungen despotischer Beherrschung entziehe."

Solche Stimmungen verstehen wir heute besser, als dies vor 1914 möglich gewesen wäre. Und wir wissen,

Digitized by Google

was der Schleichhandel bedeutet und wozu Menschen fähig sind, die ihn betreiben.

In Hessen-Kassel war 1766 ein umständliches Verbot gegen den „Gesundheit und Vermögen schädigenden Trank" erlassen und später noch verschärft worden.

Im Spitalgarten bei den Großmüttern.

Andernorts kam es zu „Kaffeeschlachten". In Paderborn rückten die Soldaten des Fürstbischofs ein, um die Bevölkerung für eine auf offenem Markte trotz des Verbotes veranstaltete Kaffeekneiperei zu strafen. Das Ende war, daß Bürger und Soldaten aus einem Topf Kaffee tranken.

In Hildesheim war 1780 verordnet worden: es solle kein Geld mehr für Kaffee ins Ausland geschickt werden. „Alle Töpfe, vornehme Tassen und gemeine Schälchen, Mühlen, Brennmaschinen, kurz alles, wozu das Beywort Kaffee zugesetzt werden kann, soll zerstört und zertrümmert werden, damit dessen Andenken unter unserem

Digitized by Google

Volke vernichtet sei. Wer sich unterfteht, Bohnen zu verkaufen, dem wird der ganze Vorrat confiscirt; und wer sich wieder Saufgeschirre dazu anschafft, kommt in den Kasten." Das heißt, er wird eingesperrt.

Im Fürstentum Nassau nahm der Kaffeeverbrauch, besonders auch bei den Landleuten überhand. Da kam 1782 eine „Neue Kaffeeverordnung" heraus, nach welcher nur in sechs Städten Kaffee verkauft werden sollte; im übrigen Lande war das „Feilhalten, Verkaufen, Vertauschen, Verborgen und Parthieren" von Kaffee, gleichviel ob roh, gebrannt oder gemahlen, gänzlich verboten. In den Städten durfte nicht weniger als ein Pfund verkauft werden. Verborgte ein Händler Kaffee, so konnte er den säumigen Zahler vor Gericht nicht belangen. Mit „Parthieren" ist die gesellschaftliche Vereinigung mehrerer Personen gemeint, die Kaffee pfundweise einkauften und unter sich verteilten. Vergehen wider die neue Ordnung bestrafte man mit Konfiskation der Ware und zehn Gulden; im zweiten Falle erhöhte sich die

Nach dem Essen schmeckt Kaffee und Pfeife.

Digitized by Google

Strafe auf zwanzig, im dritten auf dreißig Gulden. Wer zum dritten Male straffällig wurde, verlor das Recht, eine Krämerei oder Wirtschaft zu betreiben. Geschah es zum viertenmal, so blühte dem „Verächter der Landesordnungen" ein Jahr Zuchthaus oder man verurteilte ihn zu öffentlicher Schanzarbeit in Ketten und Banden. Die sogenannten Schutzjuden verloren schon beim dritten Fall den Schutz und wurden aus dem Lande verwiesen. Fremde Juden und sonstige Hausierer unterlagen den gleichen Bestimmungen; konnten sie die Strafen nicht bezahlen, so traten Leibesstrafen an deren Stelle; nach deren „Applikation" brachte man sie außer Landes. Wer einen Straffälligen anzeigte, erhielt die Hälfte der konfiszierten Ware und ebenso den halben Strafbetrag ausbezahlt.

Auch Friedrich II. nahm den Kampf gegen das „Teufelsgesöff" auf, da der Verbrauch des Kaffees zu weit ginge. „Jeder Bauer und gewöhnliche Mensch habe sich daran gewöhnt, weil er überall zu finden sey, und dadurch werde unendlich viel Geld zum Lande hinausgejagt." Der König erklärte, er sei in seiner Jugend mit Biersuppe erzogen worden, mithin könnten die Leute ebenfalls dabei gedeihen. Und gesünder als Kaffee wäre Biersuppe ohnedies. Es kam zu einem Monopol. Von den Abgaben, die in Preußen für den Kaffee gefordert wurden, sollten dreihundert Invaliden versorgt werden. Zweihundert Invaliden wurden dazu bestimmt, dem Geruch oder anderen verdächtigen Anzeichen nachzugehen; sie durften in die Häuser eintreten, wo sie Unterschleife vermuteten. Diese im Volksmund „Kaffeeriecher" genannten Invaliden erhielten monatlich sechs Reichstaler Gehalt und jährlich eine vollständige Kleidung von blauem Tuch samt Hut und Stiefeln. Auf der Brust trugen sie einen Schild.

Digitized by Google

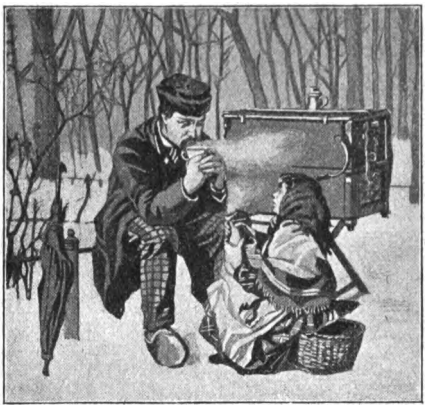
Man sah damals schon die Unmöglichkeit ein, durch solche Mittel der „Seuche" beizukommen. „Will man auf diese Weise dem Unfug steuern," klagte Professor Schlettwein 1781, „was für eine erschreckliche Zahl von Zollbeamten, Laurern und Visitatoren wird man aufstellen müssen?

Die Kaffeeriecher im achtzehnten Jahrhundert.

Welche Summen wird man für Leute, die für den Staat doch nur Müßiggänger sind, aufzuwenden haben?" Eines kam dabei doch zustande; man suchte nach Ersatzmitteln für den verbotenen Kaffee. Man brannte Erbsen, Eicheln, Gerste und getrocknete Möhren. Schon 1750 verwendete man Roggen zur Herstellung eines kaffeeartigen Getränkes, neunzehn Jahre später kam die wildwachsende Zichorie, damals Kaffeewurzel genannt, zur Bereitung eines Ersatzgetränkes auf und erschien bald als „preußischer Kaffee" im Handel. In Magdeburg entstand 1769

Digitized by Google

die erste Zichorienkaffeefabrik; 1841 gab es dort einundvierzig Betriebe, in denen zweieinhalbtausend Leute beschäftigt wurden. In Belgien und England übernahm man diese Einrichtung. Aus Belgien wurden 1845 bereits viereinhalb Millionen Pfund eingeführt; Frankreich verbrauchte zwölf Millionen Pfund davon; in Deutschland bestanden 1882 dreihundertvierzig Fabriken, in denen die Kaffeesurrogate hergestellt wurden. Im Jahre 1907 bezifferte sich für Europa der Gesamtverbrauch solcher Kaffeesurrogate auf fünfundsiebzig Millionen Mark. Aber der Verbrauch von Bohnenkaffee steigerte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; Deutschland verbrauchte 1899 nahe an hundertvierundfünfzig Millionen Kilo Kaffee im Werte von mehr als hundertsiebenunddreißig Millionen Mark.



Der Leierkastenmann wärmt sich innerlich und äußerlich an seinem Täßchen Kaffee.

Über die weltwirtschaftliche Bedeutung des Kaffees sind augenblicklich genaue Angaben nicht möglich. Wenig bekannt sein dürfte, daß Brasilien in der Hauptsache den Weltmarkt versorgt. Die Ernten dieses Landes sind bestimmend für die Preislage dieses sieghaften Genuß- und Anregungsmittels. Zurzeit erlaubt uns der Tiefstand unseres Geldes noch nicht, die Kaffeeeinfuhr zu steigern,

Digitized by Google

da die Devisenbeschaffung für die Getreideeinfuhr weit wichtiger ist. Deshalb konnte die Regierung die völlig unbehinderte Einfuhr nicht freigeben. Mehr als je zuvor sind wir auf Surrogate angewiesen, und es wird noch lange währen, bis Bohnenkaffee zu erschwinglichen Preisen zu haben sein wird.

Erinnert man sich noch einmal der ernstlichen Bemühungen, die man im achtzehnten Jahrhundert für nötig hielt, um den Menschen beizubringen, volkswirtschaftliches Denken und Handeln zu vereinigen, so wird man zu dem trüben Schluß gelangen, daß es auch heute vielen nicht möglich ist, auf einen Genuß zu verzichten, dem Millionen unseres Volksvermögens zum Opfer fallen. Man wird sich nicht nehmen lassen, das teure „Bankrottwasser" weiter zu trinken.

Digitized by Google

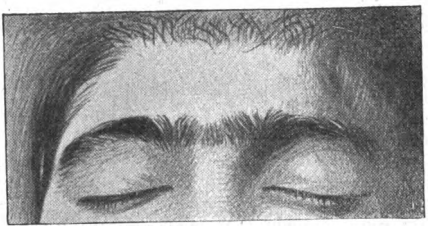
Die Kunst, sich Gesichter einzuprägen

Von Hermann Radestock / Mit 11 Bildern

Nicht nur für den Detektiv und Kriminalschutzmann ist das Wiedererkennen menschlicher Gesichter von Bedeutung, sondern noch in vielen anderen Berufen, ja im ganzen täglichen Leben für uns alle im Schlimmen wie im Guten. Wie peinlich, wenn der Chef nicht seine Leute, der Lehrer nicht seine Schüler, wie eindrucksvoll dagegen, wenn der Arzt seinen lange nicht gesehenen Patienten, der Kaufmann seinen neuen Kunden, eine vielleicht durch Nichtbeachtung leicht gekränkte Person, sofort wiedererkennt. Wohl gelingt das nicht selten mit Hilfe der Rückerinnerung an die Sprechstimme; wenn wir die im entscheidenden Augenblick nur auch zu hören bekämen. Zuweilen wird die Gangart, die Arm- oder Handbewegung zum Verräter. Aber das gilt nur für Ausnahmefälle. Die Art und Weise, wie sich gewöhnlich unsere Wahrnehmungen vollziehen, ist leider nicht geeignet, einen sicheren Erfolg zu verbürgen. Kaum hat unser Blick ganz oberflächlich irgend eine Person gestreift, so beginnt der Gedächtnis- und Phantasieapparat schon zu arbeiten, indem er alle möglichen von früheren Betrachtungen zurückgelassenen Bildspuren auffrischt und diese in die gegenwärtige oberflächliche und unsicheren Wiedererkennungsarbeit des Auges einschiebt. Statt scharfer Beobachtung ganz bestimmter Erkennungsmerkmale findet eine Störung dieses Suchens nach Einzelheiten durch frühere Gesamteindrücke statt, die sich wieder untereinander stören, indem sie sogar früher getragene Haartracht und Kleidung der betreffenden Person zum Vergleich heranziehen

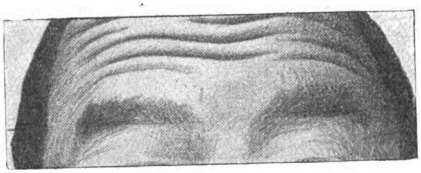
Digitized by Google

und leicht mit der einer ganz anderen verwechseln. Diese Betrachtungsweise nach dem Gesamteindruck genügt wohl zum Wiedererkennen unlängst bekannter und oft gesehener Personen, versagt aber fast regelmäßig bei allen anderen Fällen. Hier müssen wir nach ganz bestimmten Einzelerkennungszeichen der Formen suchen,



Ungewöhnliche Haarverbindung der Brauen.

die dauernd bleiben und vom Auge beim Wiederbegegnen leicht erfaßt werden können, denn die Farbe der Haut, der Haare und Pupillen ist veränderlich und je nach der Beleuchtung scheintäuschend. Kein Körperteil bietet nun bessere Möglichkeiten als der Kopf. Bei den meisten Menschenköpfen müssen wir uns Mühe geben und auf gewisse Gesichtsmuskeln, ihre Ansätze und Verbindungen, ihre etwaige Behaarung achten. Gewöhnen wir uns daran, so wird uns nach kurzer Übungszeit das Erfassen und Einprägen von Hauptmerkmalen nicht nur leichter, sicherer und unauffälliger gelingen, sondern oft werden wir obendrein von einer früher nicht geahnten Schönheit des menschlichen Antlitzes erquickt werden.



Zwei Unterbrechungen der Stirnfalten auf der rechten Seite des Bildes.

Betrachtet man zunächst die einzelnen Teile des charak-

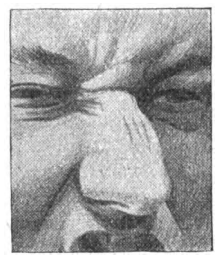
Digitized by Google

teristische Kennzeichen liefernden oberen Gesichtes, so fallen uns die Augenbrauen auf: wir sehen sofort, ob sie abnorm hoch oder tief über den Lidern liegen, ob sie zu einer Linie gestreckt, oder schön geschwungen sind. Die Bedeutung der Brauen als Merkmale wächst bei Betrachtung aus geringerer Entfernung. Zur schärferen Beobachtung muß man die Muskeln betrachten, denen die Härchen aufsitzen. Letztere werden in ihrer Anordnung so streng durch einen kleinen Muskel beherrscht, wie es sonst in keinem anderen Gesichtsteil vorkommt. „Während die übrigen Muskeln", so beschreibt Professor Hans Virchow, „zwar bei ihrer Zusammenziehung die Oberfläche der Gesichter verändern, ihr Einfluß aber, wenn sie in Untätigkeit zurückkehren, mehr oder weniger abblaßt, so hat dieser Muskel, dem der mittlere Abschnitt der Braue zur Verfügung steht, seine Einwirkung dauernd auf das Gesicht geschrieben, und zwar in doppelter Weise, erstens in der Linie der Braue und zweitens in der Stellung der Haare im Brauenkopfe."

Runzeln wir die Stirn, wobei die Augenbrauen durch den Stirnmuskel gehoben werden, so fühlen wir einen Gegenzug, den eben jener kleine, dreieckige, schmal am äußeren Augenwinkel, dem oberen Ende des sogenannten Stirnfortsatzes, entspringende und mit seinen Fasern die mittlere Hälfte der Braue, den sogenannten „Brauenkopf" erfassende Muskel ausübt. Dementsprechend stehen die Haare des Brauenkopfes genau in der Richtung, in der sie von ihrem Muskel am meisten gezogen werden, nämlich am äußersten Ende oft mehr als senkrecht und nach außen gebogen, nach der Brauenmitte hin mehr und mehr nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt. An einer bestimmten Stelle der Brauenmitte hört diese Zugmuskelwirkung auf, und die ver-

Digitized by Google

einigte Wirkungsweise des Stirnmuskels von oben und des Augenringmuskels von unten beginnt: sie läßt die jetzt folgenden Haare der Augenbraue, getreu dem nun von oben und unten ungefähr gleich starkem Zuge, eine Art Zöpfchen bilden. Die Stelle und Deutlichkeit des Übergangs der Brauenkopf- in die Zöpfchenhaare ist bei jedem Menschen verschieden und für das ganze Leben festgelegt, ein Umstand, der für Feinbetrachtung, für kriminalistische Zwecke als Merkmal oft entscheidend sein kann.



Feine Falten auf dem Nasenrücken, bewirkt durch den Muskel der Nasen- und Lippenfurche.

Was die Form der ganzen Braue betrifft, so geht daraus hervor, daß gewöhnlich der mittlere Teil leicht abwärts geneigt, der innenseitliche leicht gehoben ist. Die „schön geschwungene Braue" der Dichter, Maler und Bildhauer, das heißt die, bei welcher die Braue gleichmäßig gebogen ist, kommt verhältnismäßig selten vor und gilt daher als ein gutes, schon von weitem auffallendes Erkennungszeichen.

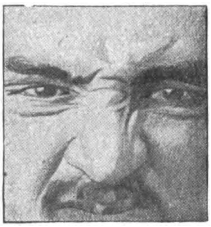
Weitere wichtige Kennzeichen sind eine öfter vorhandene unsymmetrische Länge der Haare des rechten oder linken Brauenkopfes, sowie endlich eine stärkere oder schwächere Behaarung der Nasenwurzel. Sehr zu beachten in dieser Gesichtsgegend sind auch etwaige senkrechte Dauerfalten der Haut, die durch oft ausgeübtes Zusammenziehen der Augenbrauen; oder wagrechte Falten, die auf Nasenwurzel oder -rücken durch Nasenrümpfen entstanden sind.

Viele sichere Kennzeichen bieten die Stirnfalten. Das Regelmäßige ist hier, daß die Falten ununterbrochen mit

Digitized by Google

Abwärtsbiegung in der Mitte über die ganze Stirn gleichmäßig verlaufen. Ein besonderes Kennzeichen ist demnach Streckung auch in der Mitte, oder plötzliches Abbrechen der ersten, zweiten, dritten und so weiter Falte auf der rechten oder linken Seite. Dieses Faltenbild der Stirn beherrscht den Gesamtausdruck des Gesichtes in hohem Grade: eine schöne Linienführung ohne Unterbrechung macht auf jeden Beschauer den unbewußten Eindruck des Geordneten und Klaren, eine solche mit Unterbrechungen mehr oder weniger den Eindruck des Wirren und Regellosen. „Ein Gesicht der ersten Art *scheint* uns", wie Virchow sagt, „von einem klaren, einheitlichen Gedanken beherrscht zu sein, ein solches der zweiten Art *scheint* zu verraten, daß viele Gedanken durcheinanderlaufen und sich gegenseitig kreuzen."

Schiefe Falten auf der oberen Nasenseite, bewirkt durch den Muskel der Nasen-Lippenfurche.



Querfalten an der Nasenwurzel.

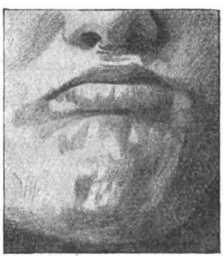
Das ganze mittlere Gesicht wird von der Nase beherrscht. Obwohl nun die Form der Nase ein nicht zu unterschätzendes Kennzeichen ist, so wird sie an Bedeutung übertroffen von der überaus charakteristischen Linienführung einer Furche, die, seitwärts von der Nasenspitze beginnend, am Nasenflügel nach oben läuft, dann, im schroffen Winkel am Nasenbein umbiegend, auf der Wange schräg abwärts zu einer einen Zentimeter seitwärts von dem betreffenden Mundwinkel liegenden

Digitized by Google

Stelle führt. Diese ganze lange Furche entsteht aus der Tätigkeit eines einzigen zusammenhängenden Muskels, was man bei einem lachenden Gesicht leicht beobachten kann, wo der Nasenflügel und jene Nasen-Lippenfurche stets gleichzeitig gehoben werden. Das Maß, in welchem diese Furche mit angreifenden Muskelfasern besetzt ist, wechselt bei einzelnen Personen so erheblich, daß nicht nur die Furche selbst, sondern das ganze mittlere Gesicht dadurch in Linie und Form beeinflußt wird. Es kommt ganz darauf an, ob dieser Muskel seine Hauptstärke am Nasenflügel, auf der Wange oder am Mundwinkel besitzt; je nachdem zeigt sich dann seine Wirkung an folgenden sechs Punkten: erstens am Nasenknorpel nebst Nasenrücken, zweitens an den Seitenflächen der Nase, drittens am mittleren, viertens am unteren Augenhöhlenrand, fünftens an den höchsten, sechstens an den tiefsten Stellen der Wange.

Die jugendliche Schnute.

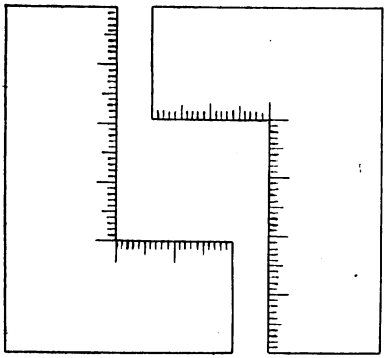
Der ganze untere Teil des Gesichts, der bei den Männern überdies oft vom Bartwuchs verdeckt ist, tritt gegenüber den oberen und mittleren Gesichtsteilen für unsere Zwecke zurück. Immerhin kann die Oberlippe oft ein gutes Merkmal bieten. Hier tritt nämlich der Mundkreismuskel in erheblicher Dicke bis unmittelbar an das Lippenrot heran, und zwar ganz plötzlich, ohne Übergang. Dadurch erhält dieser Teil des Muskels eine absolut strenge Herrschaft über den roten



Durch die gegen die Haut gerichteten Sehnchen werden Grübchen an der Oberfläche erzeugt.

Digitized by Google

Teil der Lippe. Hier bietet sich zugleich eins der untrüglichsten Kennzeichen für das Lebensalter. Das Lippenrot ist von vielen, überaus feinen senkrechten Furchen eingenommen, in die hinein von dem an die äußere Haut grenzenden Rande her noch weit zahlreichere und feinere, auch schräg gerichtete verlaufen. Je nachdem diese zarten Übergänge mehr oder weniger deutlich zu erkennen sind, darf man auf ein niederes oder höheres Alter schließen. Was den Kinnmuskel betrifft, so erzeugt er unter Umständen drei recht charakteristische, aber zum Teil nicht für das ganze Lebensalter bleibende Merkmale. Die sogenannte Schnute oder der Flunsch mancher Jugendlichen entsteht dadurch, daß bei ihnen die Kinnhaut zugleich an den Knochen heran und aufwärts gezogen ist; dadurch wird die mit dem Kinn verbundene Unterlippe aufwärts geschoben und gegen die Oberlippe gedrängt. Am Kinn selbst äußert sich diese Muskeltätigkeit oft durch das Auftreten unregelmäßiger Grübchen, die besonders an Kindern auffallen, bei denen die an die Oberfläche tretenden Muskelbündel kleine Aderteile abklemmen und dadurch die Grübchen röten. Nur die allerdings selten vorkommende und nur beim Lachen offenbar werdende Erscheinung, daß der Unterkinnmuskel über den Kinnrand



Rahmen zur Festlegung des gewünschten Gesichtsausdrucks.

Digitized by Google

hinüber auf die Vorderfläche des Kinns übergreift und hier einen liegenden Halbmond abzeichnet, verdient als dauerndes Kennzeichen Beachtung.

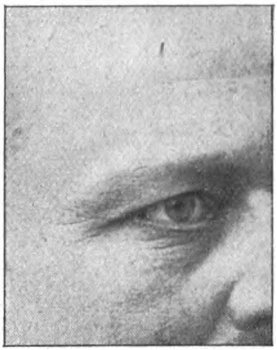
Tritt man nun nach Kenntnis dieser Merkmale einer Person gegenüber, die man später einmal sicher wiederzuerkennen wünscht, so besteht die Aufgabe der Beobachtung darin, möglichst unauffällig, am besten im Laufe eines Gespräches, einen, zwei oder höchstens drei solche Hauptpunkte des Gesichtes aufzusuchen und im Gedächtnis zu behalten, von denen aus uns ein wesentlicher Teil des Gesichtes und seines Ausdrucks beherrscht dünkt. Je näher beieinander diese Punkte liegen, desto besser; desto leichter auch das Behalten und Wiederfinden. Man muß dabei Allgemeineindrücke und Nebenpunkte übersehen, verknüpfe dagegen womöglich gleich beim Aufsuchen und Einprägen in Gedanken den Namen oder Beruf der Person mit dem Bild einer charakteristischen Braue, Nasenwurzel, Stirn- oder Nasen-Lippenfalte, einer Narbe und so weiter. Als Vorbereitung und zur Übung vortrefflich geeignet ist die Beschäftigung mit photographischen Porträts. Professor Henning in Frankfurt am Main hat zur Schulung der Kriminalschutzleute einen besonderen, leicht von jedermann herzustellenden Apparat ersonnen. Man

Charakteristischer Gesichtsausschnitt: Zeppelin.

Charakteristischer Gesichtsausschnitt: Hindenburg.

Digitized by Google

schneidet sich zwei breitflächige Schenkel eines rechten Winkels aus steifem Papier. Die Schnittflächen werden mit Millimetereinteilung versehen, um die Größe des veränderlichen Gesamtausschnittes der beiden übereinanderzuschiebenden Schenkel gleich ablesen zu können. Legt man nun dieses Hilfsmittel mit ganz klein gemachtem „Guckloch" auf das Gesicht des Porträts, so ist der Gesamteindruck künstlich ausgeschaltet, gleichzeitig sind wir gezwungen, von einer bestimmten Stelle aus, je nach Umständen unter Weiteröffnung des Rahmens, nach ein bis zwei Hauptpunkten zu suchen, deren Gestalt und Lage zueinander durch längeres Betrachten einzuprägen sind. Auge, Nase, Mund eignen sich nicht zu Hauptpunkten. Wichtig ist, wie das Auge eingesetzt ist, wie die Brauen verlaufen, wie die Nase in die Wange übergeht, oder wie der Mundwinkel anhebt. Wenn auch nur ein Hauptpunkt in dem Ausschnitt enthalten ist, läßt dieser bei geringerer Rahmenöffnung das Gesicht besser wiedererkennen, als wenn nur Nebenpunkte freigegeben wurden. Glückt es aber, zwei Hauptpunkte mit dem Ausschnitt zu erfassen, so zeigt sich, daß ein Gesicht schon bei Freigabe von wenigen Quadratmillimetern viel leichter und schneller wieder zu erkennen ist, als wenn nur ein Hauptpunkt aufgedeckt wurde.



Charakteristischer Gesichtsausschnitt: Ludendorff.

Digitized by Google

Ali Bufrahi

Eine Geschichte aus Marokko / Von Hugo Piffl

Vor etwa zwanzig Jahren wohnte im Dorfe Bendiban, das an der Straße nach Fez, vier Meilen von Tanger, liegt, Mohammed Bufrahi mit seinem Sohne Ali. Seine Frau wurde am Tage der Geburt des Sohnes abberufen, um vor ihrem Schöpfer zu erscheinen, und Mohammed gelobte, sich nie wieder zu verheiraten. Er war wie seine übrigen Nachbarn ein armer Pächter. Sein Vermögen bestand in zwei Stückchen Feld und einem kleinen Weinberg; er war ein tüchtiger Jäger und ein geschickter Schütze. Sein kleiner Ali, der auf die Welt sechs Finger und ebensoviele Zehen mitgebracht hatte, war nie vergnügter, als wenn er seinen alten Vater auf die Jagd begleiten konnte. Sein scharfes Auge sah immer das Wild zuerst, und machte Mohammed, dessen Gesicht geschwächt war, da er schon über sechzig Jahre zählte, darauf aufmerksam. Außer diesem Dienste war aber Ali zu nichts anderem zu gebrauchen; vergebens schickte man ihn in die Koranschule, denn nie konnte er mehr als zehn Suren auf einmal hersagen, jedoch im Springen, im Ballspiel, im Ringen und Schießen machte es ihm niemand gleich, und überall sprach man von der Gewandtheit und Stärke des jungen Mannes.

Als der Scheich des Dorfes „Bumar", Mohammed Bitini, Hochzeit hatte, wurde ich mit meinen Brüdern, die in den Ebenen von Scheref al Akaab sich lagerten, zur Feier eingeladen. Es war eine lustige Zeit. Man setzte uns Platten Kuskussu vor, die von sieben Mann getragen werden mußten. Embarek, der Diener des Scheichs, zog

Digitized by Google

sein Kleid aus und griff mit seinen Armen tief in die Schüsseln, um den fetten Hammel, Kapaunen und sonstige Leckerbissen herauszuholen. Pyramiden von Melonen, Trauben und Datteln reizten die Eßlust. Trommeln und Flöten erschallten von Sonnenaufgang bis -untergang, während der anmutige Absalom durch die Geschmeidigkeit seiner Glieder und die Leichtigkeit seines Tanzes aller Augen entzückte; dann begann das Pulverspiel „Lab el Barud".

Unser Stamm, der zweihundert Reiter zählte, ritt in einer Linie vor. Ein Teil ritt derart, daß sich die Leute mit dem Kopfe auf den Sattel stellten und die Füße hoch hielten, andere wechselten mit ihren Genossen während des Rittes die Pferde. Drei Schritte vor dem Scheich hielten wir an, die Zügel zwischen den Zähnen und feuerten unsere Flinten gleichzeitig ab, wendeten dann die Rosse und ein anderer Stamm rückte vor.

Nun begann das Scheibenschießen. Der Sidi Tayeb Bukassem von Wazan, dem Gott ein untrügliches Auge geschenkt hatte, er, der König der Schützen, war anwesend. Wir machten ihn zum Schiedsrichter über uns. Das Ziel war bald ein kleiner Kieselstein, bald eine Blume. Man schoß sehr gut, aber niemand traf so sicher wie der junge Ali, und Bukassem rief ihn als Sieger aus. „Sidi Bukassem," sagte der Scheich, „es ist noch ein Schuß zu tun, allein der beste Schütze unter uns muß schießen; bereite dich vor." Während er so sprach, hob er ein Ei, das er zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen hielt, in die Höhe. „Wer von euch will das Ei zwischen seine Finger nehmen und sich dort unten neben jener Aloe hinstellen, damit Sidi nach dem Ei ziele und es zerschmettere?" Tiefe Stille herrschte und nur einer trat vor — der junge Ali; er küßte die Hand des Scheichs und stellte

Digitized by Google

sich am Fuße einer Aloe auf, das Ei zwischen den Fingern haltend.

„Gelobt sei der Name Gottes," sagte Bukassem, während er das Pulver in den Lauf schüttete und einen Pfropf von Palmbaumrinde hineinschlug. „Gott sei uns gnädig," fügte er hinzu, die Kugel ladend und Pulver auf die Zündpfanne legend. Bukassem hockte auf die Erde nieder und zielte. „Stehe ich gut?" fragte Ali. „Den linken Fuß ein wenig mehr nach rechts," sagte Bukassem. „So! ... gut!"

Die lange Büchse hielt er so fest in seiner Hand, als läge sie auf einem Felsen, kein Mensch wagte zu atmen. Der Schuß krachte — und die Finger Alis waren vom Eigelb getränkt. „Gott ist allmächtig," sagte Bukassem, und wir alle stießen einen Schrei der Bewunderung aus. Der junge Ali trat vor; Sidi Tayeb Bukassem legte die Hände auf sein Haupt, segnete ihn und prophezeite, daß auch er einmal so geschickt sein werde, das Ei zu treffen. „Aber habe acht, Kind," sprach er weiter, „versuche es nicht eher, als bis du ganz sicher sein wirst."

Auch Ringkämpfe wurden veranstaltet und mit hölzernen Schwertern ward gefochten, wobei Ali stets als Sieger hervorging.

Nach der Hochzeitsfeier verflossen Wochen und Monate, ohne daß Ali sich entschließen konnte, seinem Vater auf dem Felde zu helfen. Als die Weinlese herannahte, nahm man wahr, daß die Weingärten von Bendiban geplündert worden waren, doch war es nicht möglich, den Dieb zu entdecken, obwohl bei Tag und bei Nacht Wächter auf den höchsten Aloebäumen aufpaßten.

Als an einem Morgen Mohammed Bufrahi, der Vater Alis, seinen Weinberg betrat, fehlten viele Trauben. Als erfahrener Jäger war er gewohnt, die Fährten des Wildes

Digitized by Google

aufzusuchen, und fand an einer feuchten Stelle den Abdruck eines ihm nur zu wohlbekannten Fußes. „O heiliger Prophet!“ schrie er, als er fünf kleinere und eine große Zehe gezählt hatte, „habe ich meinem Ali nicht verboten, meinen Weinberg zu betreten? Ach, er ist es, der zu gleicher Zeit meinen und meiner Nachbarn Weinberge geplündert hat; dahin führt die Faulheit.“

Er kehrte verdrießlich nach Hause zurück. Ali war sein einziger Sohn und er liebte ihn. „Ali,“ sagte der Vater, „du hast meinen Weinberg betreten.“ Ali gab keine Antwort. „Ali,“ wiederholte Mohammed, „es war dir verboten, ihn zu betreten. Nun habe ich entdeckt, wer die Weinberge von Bendiban plündert; morgen wird das Urteil über dich gesprochen werden, ich werde dich dem Scheich übergeben, daß er dich nach Fug und Recht strafe. Dein Müßiggang macht mir schon lange viel Kummer; es ist Zeit, daß man dich zur Vernunft bringen wird.“ Er entfernte sich zornig von seinem Sohne, aber am nächsten Tage war er anders gesinnt und entschlossen, alles zu verschweigen, aber seinen Sohn künftig schärfer zu überwachen. Er rief ihn zu sich, aber Ali war nicht mehr im Hause. Ein Tag ging vorbei, eine Woche, Monate und Jahre, ohne daß er wieder erschien, und der Greis betrübte sich und der Gram zehrte an ihm.

Sechs Jahre darauf war ein großes Fest in Marokko. Arabische und Berbertruppen zogen in die Stadt ein, dann sammelten sich eine Menge Taschenspieler, Zauberer und Lustigmacher an. Die Zuschauer hockten in großem Kreise herum und hinter ihnen sahen auch noch Leute von den Pferden herab zu. Es fehlten weder Schlangenbeschwörer, die aus der Wüste kamen, noch die weitbekannten Possenreißer von Sus, noch die Märchenerzähler; die meiste Aufmerksamkeit erregte aber ein riesiger Neger, ein so-

Digitized by Google

genannter Bokhari. Er hatte sechs Männer zum Fechtkampfe mit Stöcken herausgefordert und besiegte sie leicht, indem er alle ihre Hiebe auffing und blitzschnell einen nach dem anderen niederschlug. Jeder Fechter zog sich, wie es vereinbart worden war, nach dem ersten empfangenen Hiebe zurück. Drei waren ausgetreten, die anderen aber trieben den Bokhari in die Enge. Der ergriff die Flucht, wandte sich aber unvermutet um und schon saß dem ersten ein Hieb auf dem Kopfe, und gleich darauf dem zweiten und dem dritten Gegner. Durch seinen Sieg übermütig geworden, forderte der Neger jedermann zum Faustkampf heraus und brüllte dies so laut, daß man es vom Bab-el-Khamis- bis zum entgegengesetzt liegenden Bab-el-Kadar-Tore hörte. Er hatte diese Aufforderung schon bei anderen Gelegenheiten getan und jene, die sie angenommen, bezahlten ihre Kühnheit teuer, denn sie trugen schwere Wunden, ein zerbläutes Auge oder zerbrochene Rippen davon.

Zum Staunen aller trat ein Mann in der Tracht eines Bergbewohners vor und nahm die Herausforderung an, jedoch nur unter der Bedingung, daß wenn ihm Gott den Sieg verleihe, er gegen die Rache der Kameraden des Negers geschützt werde. Es war Ali Bufrahi mit den sechs Fingern. Er hatte seit der Flucht aus dem Vaterhause ein herumschweifendes Leben geführt und das ganze Reich als Kameltreiber oder Bote durchstreift.

Am anderen Morgen verkündete ein Herold, daß Schascha der Totschläger und Ali mit den sechs Fingern sich freiwillig im Faustkampfe messen und der Sultan dem Sieger fünfzig Gold-Mitskals zugesprochen habe. Da nahm Ali das Wort und sprach: „O gewaltiger Schascha, Sklave des Verteidigers der Gläubigen, des Sultans des Weltalls, es steht mir nicht zu, selbst dem

Digitized by Google

letzten Diener seiner Majestät einen Vorteil streitig zu machen."

Der Totschläger erwiderte: „Dein Leben grenzt an sein Ende, du stehst am Schlusse deines Erdenlaufs. Wo soll ich dir den Todesstoß geben?" Ali bezeichnete den Scheitel seines Kopfes. Der Neger hob seinen kräftigen Arm mit den gespannten Muskeln in die Höhe, schwang ihn in der Luft über der Hirnschale Alis, der mit leicht gebogenen Knien unerschrocken vor seinem Gegner stand, überzeugt, jeder Menschenkraft widerstehen zu können, und den Schlag lächelnd erwartete. Die Faust des Schwarzen traf und hallte wie ein Hammer auf dem Amboß zurück. Ali taumelte; Schweiß rieselte in großen Tropfen von seiner Stirne; seine Augen verdrehten sich vor Schmerz und schienen herausfallen zu wollen. Aber er erholte sich rasch, schüttelte sich ein wenig, rieb sich die Stirne und rief, im Kreise um sich blickend: „Bei Gott, das war ein Schlag, und was für einer! Aber nun ist die Reihe an mir, o Bokhari! Und wenn es Gott dem Allmächtigen gefällt, so wirst du mir nicht mehr einen solch furchtbaren Schlag versetzen." Drauf bat er um die Erlaubnis, sich auf die gleiche Höhe mit seinem viel größeren Gegner aufstellen zu dürfen, was ihm erlaubt wurde.

Man schickte vier Soldaten fort, um einen großen Steinblock zu holen, doch da ihn die Leute nicht tragen konnten, lief Ali hinzu und ließ sich ihn auf die Schultern heben, um ihn dann allein auf den Platz zu stellen. Dann zog er sein Oberkleid aus, stellte sich auf den Stein, ballte seine sechs Finger zur Faust, legte seinen Körper etwas zurück, erhob den Arm und schien die beste Stellung zu suchen, um einen starken Hieb zu führen. Er zögerte und ließ den Arm sinken, als wolle er sich nochmal besinnen. Der Neger begann zu zittern, als Ali mit entschlossener

Digitized by Google

Miene seine Kampfstellung nahm. Blitzschnell fiel die Faust Alis und mit ihr der Neger, um nicht mehr aufzustehen. Die Hirnschale des Bokhari war zerschmettert; der so oft andern den Todesstoß gegeben, lag nun selbst erschlagen da.

„Nur in Gott ist Stärke und Macht," sagte der Sultan, als er den Schwarzen zu seinen Füßen im Todeskampfe liegen sah. „Man gebe dem Manne fünfzig Goldfranken und freies Geleite."

Ali nahm den Beutel mit dem Gelde in Empfang und verschwand ohne das Geleit, das ihm der Sultan geben wollte, in der Menge. Am nächsten Tage verbreitete sich die Kunde von der Ermordung Alis durch Soldaten der Leibwache.

Wenige Wochen nach jenem Faustkampfe kamen Nachrichten über Raubanfälle, die zwischen Tanger und Tetuan in der Nähe von Ajn Idschida vorkamen, wo sich schon früher oft Räuber herumgetrieben hatten. Die Überfälle geschahen im Raume zwischen Dar und Klon, dann im Wäldchen von Sahel, in der Nähe von Barasch und im großen Wald von Mamora. Man glaubte, die Räuberbande sei zahlreich, da die bestbewaffneten Karawanen, ebenso wie einzelne Reisende angefallen wurden. Nie hatte aber jemand die Räuber zu sehen bekommen.

Aus den schmalsten Engpässen, aus den dichtesten und dunkelsten Waldungen erschallte die gewaltige Stimme, die die Vorübergehenden bedrohte: „Halt oder du bist des Todes!" Wenn man weiter zu gehen versuchte, ohne den Befehl zu beachten, oder wenn man den geringsten Versuch wagte, zu forschen, woher der Anruf gekommen, so schmetterten sichere Flintenschüsse die Unvorsichtigen nieder.

Als die Reisenden sahen, daß keine Hilfe möglich war,

Digitized by Google

hielten sie auf den ersten Ruf an und legten an jene Stelle, die der Unsichtbare bezeichnete und seine Forderungen mit furchtbaren Drohungen begleitete, Geld, Lebensmittel, Kleider oder was der Räuber verlangte, nieder und entfernten sich rasch, sonst erreichte sie das sicher treffende Geschoß.

Der Schrecken im Lande war groß. Man hatte alles versucht und alle List angewandt, allein der böse Geist, der scheinbar den Wegelagerern half, vereitelte alle Versuche, ihre Spur zu finden.

Einmal zogen zwei jüdische Händler vorüber und wurden von einem starken Manne angefallen. Rasch verschluckten die beiden ihre Goldstücke, als sie den Räuber sich nähern sahen, doch er achtete nicht auf ihr Flehen um Gnade und schlitzte ihnen den Bauch auf, so daß er das Gold aus den Gedärmen hervorsuchen konnte. Man fand beide sterbend.

Wenige Tage später reiste ein öffentlicher Schreiber über den Hügel Dar-A'Klon. Als er sich dem Mordtale näherte, trieb er sein Maultier rascher an, versuchend, eine Truppe Maultiertreiber einzuholen, die vor ihm her gingen und wohl deshalb unbelästigt geblieben waren, weil bei ihnen kaum etwas zu holen gewesen wäre. Plötzlich vernahm er den entsetzlichen Ruf: „Halt oder ich schieße!" Er blieb sofort stehen und der Seufzer: „Gott erbarme dich meiner," entrang sich seiner Brust. „Deine Bitte ist erhört," sagte die rauhe Stimme, „laß deinen Maulesel stehen und komme hierher."

Der Schreiber gehorchte, aber seine Zähne klapperten, als er sich dem Ort näherte, von wo die Stimme kam, die mit singendem und näselndem Ton, den die Schüler beim Hersagen des Korans annehmen, das erste Kapitel der Heiligen Schrift herzusagen anfing: „Lob sei Gott,

Digitized by Google

dem barmherzigen Herrn aller Geschöpfe, dem Könige des Letzten Gerichts. Wir beten dich an, wir flehen deine Hilfe an, führe uns auf ... weiter habe ich nie gekonnt," sagte die Stimme „und ich erinnere mich wohl noch daran, ehrwürdiger Vater, wo der Stock, der dir heute als Stütze dient, derb auf meine sechs Finger klopfte, um meinem Gedächtnis nachzuhelfen."

„Gott ist groß!" rief der Schreiber. „Bist du es, Ali mit den sechs Fingern? O Ali, Ali, du würdest nicht hierher gekommen sein, wenn du das göttliche Wort behalten hättest"; darauf hob er seinen Stock auf, wie wenn er frisch und gesund in seiner Schule wäre, und hielt dem Schüler die Folgen vor, fern von jeder Furcht, die sein Lehreifer verscheucht hatte. „Führe uns auf den rechten Weg, auf den Pfad derjenigen, denen du dein gnädiges Antlitz zeigst, welche in dem Wege deiner Gerechtigkeit gehen und nicht in den Fußtapfen der Bösen, gegen welche sich dein Zorn erregt. — Aber wo bist du, mein Sohn? Bist es du oder dein Geist, der mit mir spricht? Denn ich habe für gewiß sagen gehört, die Bokhari hätten dich im verflossenen Monat ermordet." Ali, der im hohlen Stamme einer alten Korkeiche verborgen war, trat hervor, faßte das Kleid des Mannes, der vor Schreck zitterte, und küßte es ehrfurchtsvoll.

„O mein Sohn," sagte der Lehrer, „ich fürchte, deine Sünden fallen auf mein Haupt; glaube mir, kehre nach Bendiban zurück, die Hoffnung ist noch nicht verloren; der Prophet sagt: ‚Wer von der Sünde umkehrt, wird von seinen Fehlern gereinigt werden, und wir werden ihm den Zutritt in das Paradies gestatten.'"

Ali, der vor dem Greise in gebückter Haltung verharrt hatte, richtete sich stolz auf: „Wie?" entgegnete er, „der Löwe, dem allein Gott mehr Stärke, als allen anderen

Digitized by Google

verliehen hat, soll sich mit einem Schaf begnügen, wenn er die ganze Herde in seinen Krallen hat! Warum sollte ich im Elend und in der Knechtschaft leben, ich, den Gott mit dem Mute und der Gewandtheit des Löwen begabt hat?"

„Still! Ich höre von ferne den Tritt von Kamelen, folge mir Mustafa! Diese Nacht sollst du mein Gast sein. Steige wieder auf dein Maultier, ich will dich führen."

Mustafa folgte dem Räuber. Sie gingen mitten durch das dichteste Gehölz und beunruhigten mit ihrem Nahen die Wildschweine, Schakale, Luchse und Hyänen, die bei ihrer Annäherung davonflohen. Der Weg, den beide sich bahnten, schien noch von keinem menschlichen Fuße betreten. Ali, um nicht entdeckt zu werden, ging nie zweimal denselben Weg.

Der alte Lehrer, höchst bekümmert, was ihm und seinem Maultier zustoßen würde, folgte seinem Führer durch dick und dünn. Endlich erreichten sie ein dem Anscheine nach undurchdringliches Gebüsch von Brombeerstauden.

Ali bückte sich, wie wenn er den Boden untersuchen wollte und stieß einen, dem Blöcken der Ziegen ähnlichen Laut aus; ein schneidender Pfiff antwortete, und der Greis erschrak heftig. „Es geht gut," sagte Ali, drang in das dichteste Gebüsch, horchte einen Augenblick und öffnete ein Gitterwerk von grünenden Brombeerstauden, die so eng ineinander verflochten waren, daß selbst das geübteste Auge das Machwerk nicht hätte unterscheiden können. Nachdem er mit seinem Gefährten hier durchgegangen, schloß er es wieder sorgfältig zu und legte die Brombeerstauden an ihren Platz. Darauf verfolgten sie einen engen, in Felsen gehauenen und durch Gebüsche verborgenen Weg und kamen nach mehreren Umwegen in eine kleine Schlucht, in der ein klarer Bach floß, an

Digitized by Google

dessen Ufer der Bandit seine Hütte erbaut und so gut im Gehölze verborgen hatte, daß man sie nicht entdecken konnte.

Bei ihrem Eintritt sprang eine junge Frau Ali entgegen und warf sich in seine Arme.

„O Rahmana," sagte er, „ich konnte mein Versprechen nicht halten, dir Armbänder und Tücher zu bringen; gerade als die Karawane sich näherte, befand sich der ehrwürdige Gelehrte auf der Straße, ich konnte meinen früheren Lehrer nicht so nahe an mir vorbeigehen lassen, ohne ihn anzureden. Bereite ein schmackhaftes Stück von der wilden Ziege, die ich gestern geschossen; unser Gast wird hungrig sein."

Dann wandte er sich an den Greis, der sich so niedergesetzt hatte, daß er der schönen Lebensgefährtin seines furchtbaren Schülers den Rücken kehrte. „Sidi Mustafa," sagte Ali zu ihm, „warum sind die Frauen schön erschaffen worden, wenn man sie nicht betrachten darf? Warum hätte uns sonst der Allmächtige Augen gegeben, wenn wir seine schönen Geschöpfe nicht sehen sollten? Rahmana, bitte den Taleb um seinen Segen."

Mustafa schlug die Kapuze seines weißen Oberkleides zurück, sah Rahmana an und segnete sie, während sie ihm die Hände küßte. „Deine Frau ist schön," sagte er, „Gott sei gelobt! Sie scheint mit dir glücklich an diesem wilden Orte zu wohnen; wie ist sie hierhergekommen?"

Ali nahm ein mit Arabesken verziertes Schächtelchen und bot dem Taleb eine Prise b.sten Tetuaner Tabak. „Ich habe nichts für mein Weib bezahlt, schätze sie aber höher als der Kaid von Alkassar seine vier Frauen schätzt, von denen eine einzige ihn tausend Goldfranken gekostet hat. Wenn du es wissen willst, so will ich dir erzählen, wie ich die meinige erobert habe."

Digitized by Google

Sie saßen außerhalb der Hütte am Ufer des Baches; da begann Ali: „Wie der Adler, der auf seine Beute lauert, hatte ich mich eines Morgens auf die Spitze eines Felsens, von dem aus man weit hinaus sieht, gesetzt, als ich einen Trupp Reisender den Hügel langsam heraufsteigen sah. An der Spitze gingen Lasttiere und ihre Führer, und zuletzt ritt ein Greis; nach seiner Kleidung mußte es ein reicher Kaufmann von Fez sein; neben ihm trabte auf einem kleinen Pferdchen eine verschleierte Frau. Vorsichtig stieg ich herab, stellte mich hinter einen Brunnen in geringer Entfernung von der Straße und erwartete die Vorübergehenden, mit dem Finger auf dem Drücker meiner Flinte. Ich hatte auf einen Maultiertreiber gezielt, der in seinem Gürtel ein Paar Pistolen trug, doch schoß ich nicht. Die Truppe kam beim Brunnen an, der Greis stieg ab und half seiner Begleiterin vom Pferde. Sie schien mir jung, und schon sah ich auch ihr schönes Gesicht; ihr Schleier blieb am Steigbügel hängen und fiel herab; nun schwur ich, sie müsse meine Frau werden, ohne Blutvergießen.

„Der Greis führte das Mädchen an den Saum des Waldes in den Schatten und befahl den Maultiertreibern mit den Lasttieren vorauszugehen; er werde mit seiner Tochter nachkommen, sobald sie gebetet hätten. Meinen Fang konnte mir der alte, schwache Beschützer nicht entreißen. Nachdem sich die beiden an der Quelle gewaschen hatten, zog der Greis aus einem am Sattel hängenden Sack eine Fezer Matte vom feinsten Gewebe, breitete sie aus und begann sein Gebet, da ihm aber der Boden zu hart war, so begab er sich etwa hundert Schritte weiter, wo Gras wuchs, legte sich hin und schien dort sein Gebet verrichten zu wollen. Ich lehnte meine Flinte an einen Baum und schlich mich durch das Gebüsch an

Digitized by Google

den Saum des Waldes, wo die schöne Rahmana in ihren Schleier gehüllt saß. Ich berührte sie schon beinahe, als das Getöse von Pferdetritten, welche den Hügel schnell hinanstiegen, mich in das Gebüsch zurückzueilen zwang. Es waren Reiter, die gefesselte Gefangene transportierten; sie ließen ihre Tiere an der Quelle trinken und setzten ihren Weg fort. Kaum hatte ich die Reiter aus den Augen verloren, so näherte ich mich dem jungen Mädchen, das mit dem Rücken zu mir saß. Ich legte die Schuhe ab und schlich auf allen vieren zu ihr hin. Einen Blick warf ich nach dem Alten, der noch mit dem Gesichte auf dem Boden lag, dann stürzte ich mit einem Sprung auf das Mädchen, drückte den Schleier an seinen Mund, nahm es auf meine Arme und lief in den Wald zurück.

„Das arme Kind versuchte in seinem Schrecken den Vater um Hilfe zu rufen, der sie aber nicht hören konnte; ich brachte sie in meine Hütte, wo ich ihr den Schleier abnahm und nun erst ihre Züge betrachtete. Sie war blaß; ihre Augen waren geschlossen. Ich fürchtete, der Todesengel werde sie mir entreißen. Endlich hob sich ihre Brust und ich erkannte, daß sie atmete. Sie war aber so bleich und ganz gebrochen, daß ich dachte, sie ihrem Vater wieder zurückzugeben, allein ich besann mich anders. Es war besser für sie, die Frau eines wackeren Mannes zu werden, der sie liebte, als im Harem irgend eines reichen, aber alten Narren zu schmachten. Ich begoß ihre Stirne mit kaltem Wasser, worauf sie ihre Augen wieder öffnete. Als sie mich erblickte, schrie sie: ‚Vater, Vater, rette mich!‘ und fiel von neuem in Ohnmacht; erst nach langer Zeit konnte ich sie trösten. Die ganze Nacht und den folgenden Tag wollte sie nichts zu sich nehmen. Umsonst versuchte ich morgens sie zu beruhigen. ‚Wo ist mein Vater?‘ fragte sie immer wieder. Ich schwur ihr, er sei in Sicherheit und

Digitized by Google

daß ich ihm nicht das geringste Leid angetan hätte. Trotzdem wollte sie nichts essen. Endlich sagte ich ihr, ich sei ihr Sklave und werde über sie wachen, wie eine Mutter über ihr Kind; und gelobte ihr, weder zu schlafen, noch zu essen, bis sie sich beruhigt habe. Der Hunger siegte über ihren Widerstand, sie nahm einige Datteln an und faßte Mut, mir zu gestehen, ihr Vater hätte, trotz ihrer Bitten, beschlossen, sie an einen reichen alten Steuereinnehmer in Tanger zu verheiraten. Jetzt sind wir Mann und Frau. Es fehlt uns nur dein Segen und ein Heiratsvertrag, um ebenso glücklich zu sein als die Turteltauben über unseren Häuptern."

„Das soll dir nicht verweigert werden, mein Sohn," sagte der Alte, „aber sag mir, ich bitte dich, was ist aus dem Vater der jungen Frau geworden?"

„Bei Allah, ich weiß es nicht."

Am nächsten Tage begleitete Ali seinen Gast durch den Wald bis auf die Straße und beschenkte ihn mit einem feinen Stück Tuch und Geld.

Der Lehrer war kaum glücklich in seinem Heimatsdorfe angelangt, als er an den Kaid von Tanger einen Bericht sandte und dieser ihn an den Hof nach Marokko weiter übermittelte. Ausdrücklich war darin gesagt, daß der Räuber niemand anders sein könne als Ali Bufrahi, der Mann mit den sechs Fingern.

Bald darauf wurde eine Reiterabteilung ausgesendet, um den Wald von Dar-A'Klon zu durchstreifen, doch ohne Erfolg kehrte sie zurück. Wohl gelangte man bis zur Hütte, aber bloß qualmende Kohlen bewiesen, daß die Bewohner kurz vorher entflohen waren.

Seitdem wurde der Wald von Mamkora der Schauplatz der Raubanfälle. Alle Bemühungen, den Räuber zu fangen, waren vergeblich, obwohl es gelungen war,

Digitized by Google

ihn in einen Hinterhalt zu locken und zu verwunden. Ali hatte unter den Dorfbewohnern, die er oft beschenkte, viele Anhänger, so daß mehrere Gemeinden im Verdacht standen, ihn sogar mit streitbaren Leuten zu unterstützen.

Während der Sultan alles aufbieten ließ, um Ali in seine Gewalt zu bringen, ging das Pferd Alis ein, nachdem es seinen Herrn noch einmal durch seine Schnelligkeit gerettet hatte, aber Ali entschloß sich, ein neues Pferd zu rauben.

Ein arabischer Scheich in der Nähe von Alkassar besaß eine wunderbare Stute, die wegen ihrer Schnelligkeit weit und breit als bestes Pferd bekannt war. Eines Tages fiel ein Diener des Scheichs dem Räuber in die Hände, der ihm die Freiheit unter der Bedingung schenkte, daß er seinem Herrn einen Brief überbringe. Das Schreiben enthielt die Aufforderung, der Scheich möge seine Stute an einem bestimmten Orte und Tag, zu der im Briefe festgesetzten Stunde dem Schreiber zur Verfügung stellen, um Blutvergießen zu vermeiden, denn wenn das Tier nicht abgeliefert werde, würde er Gewalt brauchen; keine Macht würde ihn hindern, es zu rauben.

Der Bote reiste ab, froh, mit heiler Haut dem Räuber entronnen zu sein.

Für die Sicherheit der Stute war nach der Meinung eines jeden genug gesorgt. Es war vor dem Zelte seines Besitzers angepflöckt und hungrige Hunde liefen dort beständig herum, die auf den leisesten Ruf jeden Fremden zerrissen hätten.

Es war an einem stürmischen Tag, an dem ein heftiger Wind wütete und der Regen in Strömen niederging, als ein als Eilbote gekleideter Mann in einem um die Lenden zusammengeschnürten Oberkleid mit aufgeschlagener Kapuze und in starken Sandalen mit einem kleinen Dolche

Digitized by Google

im Gürtel und einem aus Palmfasern geflochtenen Korbe auf der Achsel nach Art eines Felleisens auf der Straße nach Alkassar in starken Schritten daher kam. Zwischen fünf und sechs Uhr morgens lenkte er von der Straße ab und schlug den Weg nach der Ansiedlung Ulad-Ensair ein, die noch etwa eine halbe Stunde entfernt war. Die Nacht war schwarz, der Regen goß in Strömen.

Der Eilbote hielt in der Nähe des Dorfes an. Alles blieb still; nur zuweilen hörte man das Gebell der Hunde. Der nächtliche Wanderer schlich auf allen vieren bis zum Schafpferch, auf der dem Winde entgegengesetzten Seite, aus Furcht, die hungrigen Hunde möchten ihn wittern. Nun ergriff er einen fetten Widder, drückte ihm die Kehle zusammen, trug ihn etwa hundert Schritte nach rückwärts, zog seinen Dolch und opferte den Hammel, dabei ein Gebet murmelnd, als Bitte für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens; hierauf schnitt er das Tier in Stücke, die er in den Falten seines Kleides versteckte. Er ging von neuem vorwärts und horchte; alles war ruhig. Darauf ahmte er das Geheul des Schakals nach, auf welches einige Hunde kläffend antworteten, er wiederholte es; zwei bis drei Hunde antworteten; er wiederholte es nochmals, einige Köter rannten heran. Er warf ihnen ein Bein hin; sie rissen sich darum und zogen durch ihr Gebell bald das ganze Rudel der Dorfhunde herbei, die genug Lockspeisen fanden, um ihre Freßgier zu befriedigen. Ali konnte nun ungehindert das Dorf betreten. In einer Hand einen Zaum, den er mitgebracht, in der anderen den Dolch ging er geradeswegs auf das Zelt des Scheichs los.

Hier stand die behende Stute, schwarz wie die Nacht, mit ihren gleich zwei Sternen funkelnden Augen und mit den zierlichsten Gliedern. Es wieherte, bäumte auf

Digitized by Google

und schlug hinten aus, aber Ali, hurtiger als die Stute, faßte sie mit seiner eisernen Hand bei der Nase, legte den Zaum an, schnitt die Anbindestricke ab und sprang auf ihren Rücken.

„Großmütigster Scheich," rief der verwegene Räuber, „Ali grüßt dich!" Niemand gab Antwort. „O Liebhaber schöner Pferde, o Scheich Hamon!"

„Was gibt es? Wer ruft?" klang eine heisere Stimme aus dem Zelt.

„Gott gebe dir einen glücklichen Morgen, Scheich Hamon," erwiderte der Räuber. „Ali hat Wort gehalten, er hat deine Stute geholt; möge dir der Höchste dafür eine bessere schicken."

Der Pferdedieb ritt in gestrecktem Galopp durch die Finsternis davon.

Der Scheich lud wütend sein Gewehr, eilte aus dem Zelte; in der Finsternis sah er einen Schatten, der davon floh. „Eher soll meine Stute sterben als dir gehören!" Er feuerte das Gewehr ab, der Schatten fiel.

Das ganze Dorf stand unter Waffen, alles eilte nach der Stelle, wohin der Scheich geschossen hatte.

„Ergreife ihn, Mohammed, binde ihn, Omer, bringt mir ihn tot oder lebendig!" schrie rasend vor Zorn der wütende Scheich. „Wenn ich meine schöne Stute getötet habe, so erleide ich einen unersetzlichen Verlust, aber der Welt und dem Sultan habe ich wenigstens einen Dienst geleistet."

Halbnackt umringten die Araber, Fackeln, Flinten und Säbel schwingend, die Stelle des Blutbades, auf einmal stießen sie einen Schrei der Überraschung und Freude aus, als sie wahrnahmen, daß der Häuptling seine Wut an einem seiner Ochsen ausgelassen hatte, einer wahren Plage des Dorfes, demselben, der erst kürzlich mehrere

Digitized by Google

Menschen getötet hatte. Da sie von der Erscheinung Alis nichts wußten, so dachten sie, dem Tiere sei sein verdientes Los zugefallen, weil es den Scheich bei seiner Rückkehr vom Morgengebet angefallen habe; sie schleiften das tote Tier vor das Zelt des Scheichs, der sich beim Anblicke seines Opfers die Haare aus dem Barte riß. Endlich senkte er sein Haupt und sagte feierlich: „Mit dem Satan kann man nicht kämpfen; der Wille Gottes geschehe.“ Darauf zog er sich in sein Zelt zurück. Erst am folgenden Morgen erfuhren die Dorfbewohner den sonderbaren Irrtum des Scheichs und den Stutenraub.

Noch so manches unglaubliche Abenteuer bestand Ali, aber das Unheil nahte heran.

An der Spitze von fünfzig Kriegern ritt eines Tages ein als tapferer Mann bekannter Kaid aus, um den Räuber zu fangen. „Würde Ali auch den Talisman Abd-Elhachmanns besitzen, wäre er auch mit dem Satan verbunden, so muß er, ich schwöre es bei Allah, von seinen Verbrechen noch heute Rechnung ablegen.“ Dies rief der Kaid vor seinem Auszuge.

Bald erreichten sie eine tiefe Waldschlucht. „Sucht hier die Blutstropfen auf dem Felsen, hier wurde der arme Scheich Selim verräterisch ermordet. Allen, die in den Fußtapfen des Propheten wandeln, schreien sie Rache zu. Es vergesse niemand, seiner Kugel auch eine Silbermünze beizuladen, denn dies ist das einzige Mittel, der Zauberei des bösen Geistes Einhalt zu tun.“

„Beten wir die Fatiha!“ riefen die Soldaten, und der Mulla betete mit erhobenen Händen das erste Kapitel des Koran.

Als die Schar beim Walde anlangte, in dem Ali hauste, wagte man nicht, einzudringen. Man beschloß, das Gehölz anzuzünden. Bald schlugen hohe Flammen empor, die

Digitized by Google

der Wind weiter verbreitete, während auf der entgegengesetzten Seite ein Hinterhalt gelegt wurde. Plötzlich stieg aus der Mitte des Waldes dichter Qualm empor, dem bald Flammen folgten, heulend, rollend, funkelnd wie ein flüssiger Feuerstrom; die alten riesenhaften Bäume krümmten sich und stürzten zusammen, und in wenigen Stunden erreichte die Glut den von den Häschern bewachten Waldrand.

„Wer anders als dieser verfluchte Dämon hat dieses Rettungsmittel ersinnen können?" rief wütend der Kaid. „Er hofft uns zu zerstreuen und das Feuer soll ihm einen Weg zur Flucht eröffnen." Der Kaid stellte rasch seine Leute um den ganzen Wald herum. Das Feuer hatte schon die Mitte desselben erreicht und das zweite, der schreckliche Vorläufer Alis, lief in die Ebene aus und bedeckte sie mit Rauch und Flammen. Mitten in der allgemeinen Verwüstung blieb nur ein schmaler Fußweg grün, das tiefe, felsige Bett eines Flüßchens, das vom Feuer nicht ausgetrocknet werden konnte. Dort stellte sich der Kaid mit drei Mann hin; Vögel und Tiere, gelähmt vom Schrecken, sanken neben ihnen hin. Von Zeit zu Zeit rannte ein gewaltiges Wildschwein mit gebräunten Borsten die Schlucht entlang.

Der Kaid murmelte: „Still!" er kommt von dieser Seite. „Bei Allah! Steht fest!"

Ein Reiter kam mitten in den glühenden Kohlen auf sie zu. Er feuerte sein Pferd an, als er sich dem Hinterhalt näherte; eine Frau mit aufgelöstem Haar, deren Kleider von Rauch und Feuer geschwärzt waren, hielt ihn umarmt. Auf einem schwarzen Pferd, das, Schaum vor dem Munde, die Nüstern blähte, setzte Ali wie ein Hirsch über die Felsen. Der Kaid stieß einen Schrei aus, rief seine Leute zusammen, zielte und schoß auf den Reiter,

Digitized by Google

doch schon sauste der an ihm vorbei und streckte ihn mit einem Schusse nieder. Ali reichte seine Flinte Rahmana, zog seinen Säbel und stürzte wie der Blitz auf die ihm den Weg versperrenden Reiter. Einer nach dem anderen fiel von seinen Hieben getroffen zur Erde und schon waren seine Verfolger hinter ihm, die ihm wohl Schüsse nachsandten, aber nicht trafen.

Abergläubische Schützen wollten gesehen haben, daß die Geschosse von ihrem Ziel abprallten. Ein Reiter wagte es, den Flüchtling zu verfolgen, doch Ali, der seine Flinte wieder geladen hatte, erwartete ihn und schoß ihm die Kugel durch den Kopf. Das ledige Pferd des Gefallenen wurde rasch eingefangen, von Rahmana bestiegen, und bald nahm der Wald von Sahel die Gehetzten auf, während die Reiter mit ihren Toten nach Tanger zurückkehrten.

Ali fand im Walde noch sein dort früher aufgestelltes kamelhaarenes Zelt und etliche Lebensmittel; so war das Paar für die erste Zeit versorgt und außer Gefahr. Bald erscholl wieder der gefürchtete Ruf: „Halt oder ich schieße!"

Ali fügte den Armen nie ein Leid zu. Die reichen Karawanen, die Kaufleute mit den goldgespickten Beuteln waren seine Schuldner; er vergoß nie unnötigerweise Blut und stand sogar mit seinen Nachbarn so gut, daß er von ihnen, wie man sagte, Lebensmittel geliefert erhielt. Dagegen brachte er bei Hochzeitsfesten für die Braut ein Geschenk mit.

Als der Scheich Bitini durch öffentliche Ausrufer verlautbaren ließ, daß sein ältester Sohn Dschilali Fatma, die Tochter des Kaid Etsiffi, heiraten werde, war dies für Ali eine willkommene Gelegenheit, sich an guten Speisen und namentlich an Sommet, einem berauschenden Ge-

Digitized by Google

tränke zu laben. Er versah Rahmana mit Lebensmitteln und versprach ihr, nach drei Tagen wiederzukommen. Unter der Beute eines reichen Israeliten, der erst kürzlich in seine Hände gefallen war, suchte er ein prächtiges Stück Brokat und ein Paar Fußbänder von massivem Gold heraus, wickelte alles in ein feinseidenes Halstuch und machte sich um die Stunde des Abendgebetes auf den Weg nach dem Dorfe des Scheichs. Dort war lustige Hochzeit, und Ali war so unvorsichtig, zuviel zu trinken und vom Sommet berauscht, verfiel er in tiefen Schlaf.

„Welche Summe hat man auf diesen Trunkenbold gesetzt?" fragte der alte, einäugige Kador, der neben Ali gesessen hatte. „Man spricht davon, daß der Sultan die Mitgift der Tochter eines Pascha für den Kopf dieses Straßenräubers geben würde. Wollen wir einen Menschen, dessen Hand vom Blute unserer Verwandten befleckt ist, zu unserem Feste zulassen? Hat er nicht den Bruder des Oheims meiner Frau, den Kaid Mokhtar, getötet? Wollen wir um einen Blutpreis erkaufte Geschenke annehmen? Können wir im Angesichte Gottes und der Menschen noch länger Mitschuldige von Alis Raubzügen bleiben? Die anderen mögen tun, was sie wollen; ich will an dem Sultan nicht zum Verräter werden." Erhitzt durch das Getränke und angestachelt durch die Reden des Einäugigen, fanden sich mehrere Leute bereit, Ali auszuliefern. „Hüten wir uns, ihm das Leben zu nehmen, damit wir nicht dem Brautpaar dadurch Unglück bringen, besser ist es, ihn gefesselt dem Sultan zu übergeben." Da sie die Riesenstärke Alis und seine Gewandtheit kannten, so mußten zwei von ihnen mit geladenen Gewehren bereit stehen, um den Gefesselten beim geringsten Widerstande niederzuschießen.

Es verfloß einige Zeit, bevor Ali den Verrat merkte,

Digitized by Google

so hatten die Dünste des Sommets sein Hirn benebelt und verwirrt. Als er wieder zu sich kam, begriff er, daß Widerstand vergeblich sei, und blieb ruhig. Die Dorfbewohner hielten Rat und beschlossen, daß nachts drei Bewaffnete Wache halten sollten. Aber der alte Kador kam dazu und sprach: „O Unsinnige! Ihr wißt nicht, mit wem ihr es zu tun habt. Das ist kein gewöhnlicher Räuber, noch ein Rinderdieb, das ist der Mann mit den sechs Fingern, der furchtbare Ali! Ich rate euch, reißt ihm die Haut von den Fußsohlen, dann ist es ihm unmöglich, weit zu entfliehen, selbst wenn er seine Fessel sprengen würde."

Man nahm diesen grausamen Vorschlag an und führte ihn auch aus. Der Schmerz preßte Ali Seufzer aus, er flehte zu denen, die ihn quälten, um Gnade. Mehrere hatten früher Geschenke von ihm angenommen, allein seine Bitten blieben ungehört.

Nach beendigter Marter stellte man drei Wächter neben den blutenden Gefangenen, der sich vor Schmerz krümmte.

Mitternacht verstrich; die Wachen, ermattet und betäubt durch das Fleisch und die Getränke, überließen sich im Vertrauen auf die Verstümmlungen Alis dem Schlaf, und selbst Kador, der wachsamste, blieb nicht wach. Als Ali seine Peiniger schnarchen hörte, erwachte Hoffnung in seinem Herzen, aber wie konnte er seine Fesseln brechen? Zweimal versuchte er mit der Kraft der Verzweiflung seine Riesenstärke, allein sie reichte nicht aus, das dicke Seil von Palmenfasern zu zerreißen. Doch erinnerte er sich, daß in der Mitte der Hütte eine große Steinplatte mit scharfen Kanten stand; er schleppte sich hin und rieb geduldig das Seil daran, bis es durchsägt war. Nun waren seine Hände frei. Mit einem Dolche, den er sachte aus dem Gürtel eines der Schlafenden zog, schnitt er die

Digitized by Google

Bande an seinen Füßen entzwei, dann riß er zwei Stücke von seinem Turban ab, tauchte sie in das Öl der noch brennenden Lampe und umwickelte seine blutenden Füße. „Jetzt entkommen oder sterben," dachte er, „aber vorerst werde ich mich rächen." Auf den Knien rutschte er zu Kador hin, hielt seine eiserne Faust auf den Mund des Alten und stieß ihm den Dolch ins Herz.

Nun steckte er einige Stücke Brot in die Kapuze seines Oberkleides, da er annehmen mußte, wenigstens einen Tag zu brauchen, um zu seiner Hütte zu gelangen. Mühsam schleppte er sich fort. Alles war ruhig, Menschen und Hunde, Tiere und Wächter hatten sich an den freigebigen Spenden des Scheichs vollgegessen und angetrunken und schliefen. Elend mußte sich Ali seiner wunden Füße wegen aus dem Dorfe schleichen, bis er an einen Fluß gelangte, der ins Meer mündet.

Die Röte der Dämmerung zeigte sich kaum, als man Hundegebell und das Geschrei der Menschen vernahm. Ali wurde es schwach ums Herz. Der Fluß war nur noch fünfzig Schritte entfernt; endlich hatte er ihn erreicht, warf sich hinein und ließ sich auf dem Rücken vom Wasser forttragen.

Die Stimmen der Verfolger und das Gebell der Hunde kamen näher, Fackeln leuchteten nach allen Seiten. Einige der Männer waren beritten, andere kamen zu Fuß daher, alle bewaffnet. „Er kann nicht weit sein," sagte der an der Spitze Marschierende, da sind Spuren von seinen Knien; es ist gut, daß er nicht gehen kann, sonst könnte ihn nicht einmal der Teufel fangen."

„Hier ist Blut!" rief der Sohn des alten Kador. Wütend über die Ermordung seines Vaters, hatte er geschworen, Ali mit eigener Hand zu erwürgen.

„Hierher!" rief ein anderer; „er hat diesen Hügel hin-

Digitized by Google

aufklettern müssen, sehet da den Abdruck seiner verfluchten sechs Finger."

„Es gibt keinen anderen Gott als Gott," fuhr ein dritter fort, „ich schwöre, er steckt unter den Lorbeerbäumen. Such, Zeitsun, such," rief er seinem Hunde, der, die Blutspur aufspürend, bellte.

Die Leute stiegen den Hügel hinab und verfolgten die Spuren des Flüchtlings bis ans Ufer. „Er ist über den Fluß geschwommen," rief eine Stimme und Menschen und Tiere setzten über das reißende Gewässer, durchstreiften die ganze Umgebung, doch ohne Erfolg.

„Er hat die verdiente Strafe gefunden," schrie einer, „er ist gewiß ertrunken, Gott erbarme sich seiner Seele."

Die Häscher kehrten ins Dorf zurück.

Ali, vom Strom immer weiter getragen, hörte, wie das Geräusch der Verfolger immer schwächer wurde, schwamm ans Ufer und blieb erschöpft im Schilfe liegen. Er verband seine Wunden mit Tserbilkraut, einer Art Salbei, dessen kühlender Saft seinen Wunden wohl tat. Mit Einbruch der Nacht setzte er seinen beschwerlichen Weg fort, auf Knien und Händen kriechend, so daß seine Finger bald ebenso zerschunden waren wie die Füße. Bei Tage verbarg er sich und erblickte erst am Morgen des sechsten Tages seine Hütte im Walde von Sahel. Mit Anstrengung richtete er sich auf, fiel aber nach wenigen Schritten nieder. Still war es ringsum, ein kalter Schauder ergriff ihn. Mit zitternder Stimme rief er den Namen seines Weibes. Niemand antwortete. Wo war sie, die ihn sonst immer mit Freuden erwartet hatte? Lauter rief er „Rahmana! Rahmana!" Doch nur der Widerhall seiner eigenen Stimme antwortete ihm. Kaum wagte er zu atmen, als er endlich seine Hütte erreicht hatte. Seine Frau war da, aber sie lag unbeweglich und war kalt. Auf

Digitized by Google

ihrem eisigen Schoße lag ihr neugeborenes Kind. Es war tot.

„Dein Fluch, o Gott, ruht auf mir," rief Ali, „ich habe ihn verdient; warum hat mir aber das Schicksal nicht erlaubt, mein Weib noch einmal lebend zu sehen und sie um Verzeihung zu bitten? Und du mein armes Kind? Allah, Allah!"

Ali brachte eine lange, bange Nacht zu. Bittere Tränen vergoß er über den Leichnamen seiner heißgeliebten Frau und seines Söhnchens. Am folgenden Tage schälte er die Rinde von einem jungen Korkbaume und verfertigte einen Sarg für die Entseelten, die er neben dem Grabe seines Schutzheiligen im Walde von Sahel beerdigen wollte, sobald seine verwundeten Füße ihm diese mühsame Pflicht erlaubten.

Nach drei Wochen hatten sich die Wunden vernarbt. Ali nahm den Sarg auf seine Schulter, nahm einen Spaten mit und begab sich nach dem sechs starke Meilen von seinem einsamen Zufluchtsort gelegenen Heiligtum, wo er die Überreste derjenigen, die er so geliebt hatte, beerdigte, er gelobte auf dem Grabe, von seinem Räuberleben abzustehen und alle Tage bis an seinen Tod die Ruhestätte seiner teuren Rahmana zu besuchen. Ohne Freunde, die ihm Speise hätten bringen können, und gebunden durch seinen Schwur, sich nicht an fremdem Gute zu vergreifen, war Ali gezwungen, von Eicheln und Wurzeln sein Leben zu fristen. Manchmal stand er an der Straße, den Kopf in ein Tuch verhüllt, und bat um Allahs willen die Vorübergehenden um ein Stückchen Brot.

Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht, ein Bettler von der Größe und dem Aussehen des berüchtigten Räubers sei in der Nähe des Heiligtums im Walde von Sahel

Digitized by Google

erblickt worden. Der Sultan erteilte dem Kaid den Befehl, nach der Ursache dieser Nachrichten zu forschen, und wenn Ali mit den sechs Fingern noch am Leben sei und das Heiligtum besuche, ihn dort lebendig aufgreifen zu lassen, müßte man auch deshalb das heilige Asyl verletzen.

An einem Freitag hatte Ali einen Myrtenzweig abgebrochen und sprach, auf dem Grabe seiner Frau sitzend, nach Art der Mauren mit ihr, als wenn sie noch lebte. In Gedanken versunken, bemerkte er die Soldaten, die, etwa zwanzig an der Zahl, aus dem Walde herauskamen, nicht eher, als bis sie beinahe bei ihm standen. Ali war unbewaffnet wie immer, wenn er an diesem geheiligten Ort weilte. Seine Stute hatte er in einiger Entfernung in dem Gebüsch zurückgelassen. Er war lebenssatt und bekümmerte sich nicht mehr um das, was ihm begegnen würde; er ging daher langsam nach dem heiligen Grabmal und trat hinein.

Die Soldaten umzingelten das Heiligtum, ein kleines, kegelförmiges Gebäude; im Innern deckte ein Gitter von geschnitztem Holz den Ort, wo die Gebeine des Heiligen ruhen. Der Befehl lautete, Ali lebendig zu ergreifen. Die Soldaten umringten das Grabmal und beschlossen, keine Gewalt zu gebrauchen, wenn Ali nicht zu entrinnen versuche. Sie stritten sich lange, wer von ihnen sich erkühnen sollte, ihn festzunehmen; endlich erboten sich drei der Beherztesten, das Wagestück zu unternehmen.

Ali hatte sich in einer Ecke niedergekauert, den Kopf auf seinen Knien, die Hände in den weiten Falten seines Kleides. Ängstlich und zitternd traten die drei Männer mit leisen Schritten vor. Ali erhob den Kopf, sah mit seinem Adlerauge den ersten fest an, nahm einen der großen Steine, die um das Grab herumlagen und schleu-

Digitized by Google

derte ihn auf den vordersten Mann, der, in die Brust getroffen, umfiel; die anderen flohen, aber Ali rief ihnen nach und folgte ihnen. „Ich erkläre euch," sprach er, „daß niemand in dem Heiligtume, neben welchem meine Frau ruht, Hand an mich legen wird, aber ich bin lebensmüde, seit alles, was ich liebte, hier in diesem Grabe ruht. Fürchtet euch nicht, ich bin euer Gefangener." Er ließ sich ohne Widerstand binden und folgte den Soldaten.

Beim Eintritt in den Wald rief Ali: „Aj, aj, Mesoda!" Gleich darauf sprang eine schöne schwarze Stute, gesattelt und gezäumt, wiehernd herbei. Die Soldaten suchten sie zu halten, aber sie bäumte sich und schlug so gewaltig aus, daß sie keiner zu berühren wagte. Ali streifte den Zaum über den Hals des schönen Tieres, nahm seinen Kopf zwischen die Hände, küßte es auf die Stirne und die Augen und gab ihm mit den Worten „Awa, Awa!" einen kleinen Streich; die Stute entfernte sich, als hätte sie seinen Wunsch verstanden, setzte sich in Galopp und verschwand im Walde. „Geh, o mein Augapfel!" rief ihr Ali nach, „kein Mensch wird sich dir nähern, als bis du tot bist, so wäre es auch bei mir gewesen, würde meine Gefährtin noch leben."

Ali wurde als Gefangener nach Larasch geführt, unterwegs mit Verwünschungen überschüttet, von wenigen wegen früherer Wohltaten gesegnet. Man nietete ihm Fesseln an und legte ihm einen eisernen Ring mit einer Kette um den Hals, schwer genug, um einen Löwen zu bändigen. So führte man ihn vor den Statthalter, der ihn in einen finsteren Kerker werfen ließ.

Als der Sultan erfuhr, daß Ali gefangen sei, schrieb er einen Erlaß, worin er ihn für geächtet erklärte und zum Verluste der rechten Hand und des rechten Fußes verurteilte; dann solle er freigelassen werden, damit er

Digitized by Google

fortlebe und den Mitmenschen als Warnung diene. An dem zur Vollziehung des Urteils bestimmten Tage wurde Ali auf den Marktplatz geführt, wohin sich eine Menge Zuschauer drängten. Der Henker stand mit seinem Säbel bereit, neben ihm lag eine Pfanne mit heißem Pech, um die verstümmelten Glieder einzutauchen und dadurch das Blut zu stillen. Ein Schmied wollte die Handfesseln durchfeilen, aber Ali rief: „Wozu ein Schmied für diese Kleinigkeit?" rüttelte heftig mit seinen Fäusten und brach das Eisen.

Der Scharfrichter ergriff seine rechte Hand und strengte nebst drei Henkersknechten alle Kräfte an, die Faust vor dem Abhauen am Gelenke zu verrenken.

„Warum zittert ihr?" sagte er zum Henker; „gebt mir den Säbel, ich will tun, woran ihr euch nicht wagt. Habt keine Angst, ich möchte ihn gegen euch gebrauchen. Mein Urteil ist gefällt. Wenn ich noch hätte leben wollen, so wäre ich nicht in euren Händen."

Man gab ihm den Säbel und während die vier Knechte seine rechte Hand anzogen, schnitt er sie mit der linken auf einen Zug ab und tauchte den blutenden Stumpf, ohne einen Seufzer auszustoßen, in das siedende Pech. Der Henker schnitt ihm sofort den Fuß ab und der Unglückliche wurde seinem traurigen Schicksal überlassen.

Zwei Tage nachher wurde Ali Bufrahi auf dem Grabe der Rahmana tot aufgefunden; er verschied, sagte man, wahnsinnig vor Schmerz; einige mitleidige Personen beerdigten ihn neben dem Grabe seiner Frau.

„Allah erbarme sich ihrer Seelen!" schloß der alte Osman seine lange Erzählung.

Digitized by Google

Ungewöhnliche Maschinen.

Von Franz Richard Fuchs / Mit 3 Bildern

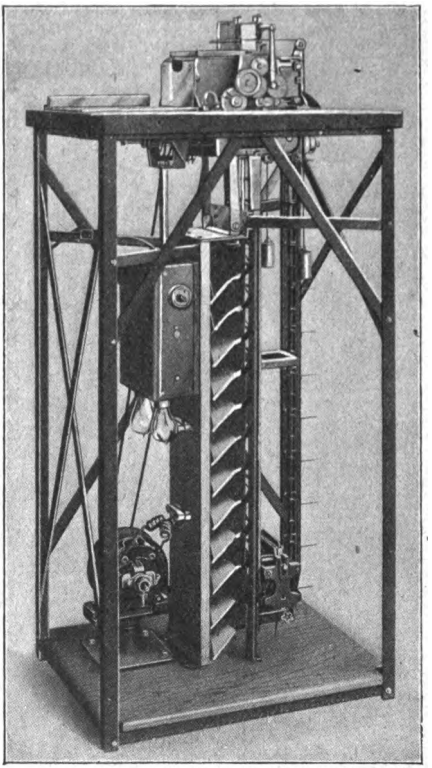
Wir leben in einer Zeit, in der die Forderung der höchsten Produktionsleistung unter Ausschaltung auch des geringsten überflüssigen Handgriffes geboten ist. Und die Mechanisierung der Arbeit schreitet fort.

Es liegt im Wesen der Maschine, daß sie Arbeitskräfte spart, aber der Prozeß dieser Einsparung erfolgte im allgemeinen so langsam, daß er die Arbeitsgelegenheit nicht erheblich beeinträchtigte; der Grund hiefür liegt darin, daß die ersten Maschinen, verglichen mit den heutigen, mangelhaft waren, so daß ihre Überlegenheit über die Handarbeit nicht katastrophal wurde.

Die Handwerker haben sich mehrfach in kurzsichtiger Weise gegen neue Erfindungen empört. Auch die Einführung der Nähmaschine ist nicht ohne Erschütterungen vor sich gegangen. Thimonier hatte 1830 eine Nähmaschine erfunden und konnte bald achtzig Stück in Gebrauch setzen — bis die Pariser Schneider sich zusammenrotteten und sie zerstörten. Der Übergang von Hand- zur Maschinenarbeit führte besonders in England zu Kämpfen und Arbeitseinstellungen. — Arbeitseinstellungen waren früher häufig die Folge der Zunftpolitik, die anderen als Meisterkindern die Aufnahme in die Zunft erschwerte. Ein Metzgersohn in Basel hatte im Jahre 1091 für die Erteilung des Zunftrechts zu entrichten „drei Schilling vier Pfennig, ein Viertel Wein, drei Pfennig für den Meister, zwei Pfennig für den Knecht, einen Schilling an die Krone, welche man dem neuen Meister der Zunft jährlich aufsetzt". Wenn der Vater kein Metzger

Digitized by Google

war, hatte der Aufnahme Begehrende siebzehn Gulden zu bezahlen; für die damalige Zeit ein hoher Betrag. Außerdem mußte er einem Meister sechs Monate unentgeltlich dienen und dann einige Monate müßiggehen und sich in dieser Zeit um die Aufnahme bewerben. War diese Frist versäumt, so mußte er sich ein ganzes Jahr gedulden. Vielen Gesellen war es durch solche Bedingungen unmöglich gemacht, Meister zu werden.

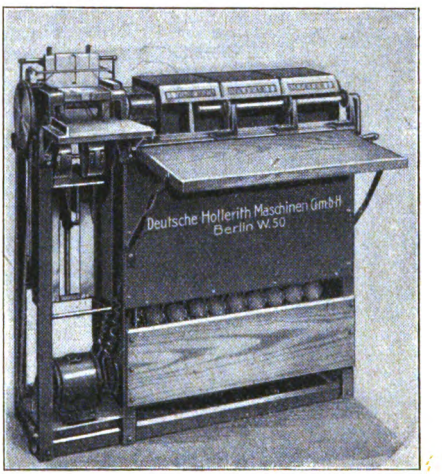


Rich. Fuchs, Berlin-Niederschöneweide.
Sortiermaschine.

Im Jahre 1329 kam es in Breslau zum ersten verbürgten „Streik" in Deutschland, den die dortigen Gürtlergesellen begannen, und 1351 und 1362 setzten die Weber in Speier ihre Lohnforderungen auf solche Weise durch. Der Rat von Konstanz sah sich im Jahre 1389 genötigt, Gewaltmaßregeln anzuwenden,

Digitized by Google

um eine allgemeine Arbeitseinstellung der Schneidergesellen zu verhüten, die indes 1410 doch ausbrach. Von nun an wiederholten sich an vielen Orten solche Vorgänge, die dann im Zeitalter der Maschine eine gewohnte Erscheinung wurden. Es kam in England soweit, daß im Jahre 1727 auf das Zerschlagen von Strumpfrahmen in den Wirkereien Todesstrafe gesetzt wurde.



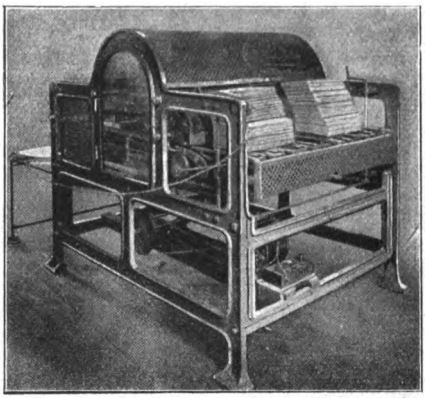
Rich. Fuchs, Berlin-Niederschöneweide.
Addiermaschine.

So hat damals der Streik seinen Einzug in das Wirtschaftsleben gehalten, wo er zu einer zweischneidigen Waffe geworden ist. So oft seither durch eine Erfindung einer neuen Maschine, die Menschenkräfte spart, eine tiefergehende Erschütterung des Wirtschaftslebens zu erwarten war, sorgte schon die Gefahr einer Überflutung des Marktes und des damit verbundenen Sinkens der Preise für eine langsame, allmähliche Einführung der neuen Konstruktion.

Das machte sich vor einigen Jahren augenfällig bemerkbar, als die „Owensmaschine" aus Amerika kam. Um dieses Wunderwerk der Technik überhaupt erwerben zu können, mußte ein „Europäischer Verband der Flaschenfabriken" gegründet werden, der dann für das Pa-

Digitized by Google

tent zwölf Millionen Mark in Vorkriegswährung an Amerika zahlte. Diese in jahrzentelanger Ingenieurarbeit entstandene Maschine leistet täglich besser und billiger die Arbeit von fünfundsiebzig Glasbläsern. Sie stellt in dieser Zeit fünfzehntausend Flaschen von Anfang bis Ende, unabhängig von Menschenhand, her; ein guter Glasbläser bringt es durchschnittlich nur auf rund zweihundert Stück. Nur eine Flaschenfabrik in Deutschland besitzt solche Maschinen, deren Vermehrung nach einem genauen Plan streng geregelt wurde, damit das Wirtschaftsleben nicht gefährdet wird.



Rich. Lucas, Berl.-Niederschöneweide.

Barfrankiermaschine.

Eine an Leistungsfähigkeit und Ersparnis an Menschenkraft ähnliche Arbeit leisten die „Hollerith"-Maschinen. Es sind sinnreich erdachte und konstruierte Apparate amerikanischer Herkunft, die eigens für statistische Zwecke geschaffen wurden und die hierbei oft erforderliche außerordentliche Zählarbeit ungeheuer vereinfachen. Die letzten deutschen Volkszählungen sind unter ausgiebiger Benutzung dieser Maschinen erfolgt, ja die Zählungen in der Kriegszeit waren bei dem Fehlen der sonst notwendigen Kräfte überhaupt nur mit Hilfe dieser Apparate möglich. Gemäß den Angaben in den einzelnen

Digitized by Google

Rubriken des amtlichen Fragebogens wurden neue Lochkarten hergestellt, in denen eine Lochung immer eine bestimmte Antwort darstellte. Eine geübte Person vermag in der Stunde vierhundert Karten nach diesem System zu lochen. Die so behandelten Karten gelangen dann in die Sortiermaschine, die nach einfacher Einstellung durch einen Zeiger eine genaue Sortierung nach der eingestellten Forderung, beispielsweise nach Berufen, vornimmt und die aussortierten Karten in die einzelnen Fächer wirft. Diese fast menschlich anmutende Arbeit erfolgt mit Hilfe feiner, elektrisch betriebener Bürstchen, die herausfühlen, ob eine Lochung oder feste Stelle in der Karte vorliegt. Die Maschine vermag in der Stunde fünfzehntausend Karten zu sortieren, eine Leistung, zu der sonst eine ganze Anzahl Personen notwendig wäre. Eine besondere Additionsmaschine zählt sowohl die einzelnen Rubriken, als auch die Endsumme zusammen und bewältigt zehntausend Karten in der Stunde. Diese Apparate sind nur für Riesenbetriebe geeignet und gehören zu den Hilfsmitteln des Staates und der Großbanken.

Ebenfalls im Staatsdienste befinden sich die Barfrankiermaschinen, die in großen Postämtern aufgestellt sind und barbezahlte Massensendungen mit der Freimarke bekleben, diese gleichzeitig entwerten und außerdem automatisch zählen. Dem Privatbetrieb wird dadurch die zeitraubende Arbeit des Frankierens erspart und der Postverwaltung die Anfertigung großer Mengen Freimarken; auch ist die Abfertigung in viel geringerer Zeit zu bewältigen.

Digitized by Google

Explodierende Pflanzen

Von Dr. Hans Friedrich

Alle Pflanzen sind an den Ort gebunden, wo sie wurzeln. Mit der Größe des Umkreises, den ein Pflanzensame erlangen kann, wächst ihre Ausbreitung. Bei Samen, die mit Flugfähigkeiten ausgestattet sind, ist das Verbreitungsgebiet groß; bei explodierenden Pflanzen ist es bedeutend geringer, aber doch beträchtlich größer als bei gewissen Samen, beispielsweise Grassamen, die sich auf kleine Entfernung hin kriechend fortbewegen. Diese Bewegungen verlaufen nicht völlig ziellos. Alle diese Grannen, Kelchzähne, Haare und Borsten haben außer ihrer Empfindlichkeit für mehr oder minder feuchtes Wetter noch eine andere Eigenschaft: sie sind auf beiden Seiten oder einseitig, bisweilen auch nur an der Spitze mit kleinen Zacken besetzt, die ihre Rückkehr an den Ausgangsort verhindern.

Explodierende Pflanzen finden sich vor allem an windgeschützten Orten, besonders auf Waldwiesen oder in Wald- und Parkgebüschen. Für das Gewächs ist es bedeutungsvoll, wie weit es durch die Explosion seine Samen schleudern kann. Kerner v. Marilaun hat eine Liste der Schleuderweite aufgestellt und gefunden, daß sie umso geringer ist, je leichter und kleiner die Samen sind. Beim springkrautähnlichen Schaumkraut (Cardamine impatiens) erreicht sie nur 9 Zentimeter, beim Hundsveilchen (Viola canina) einen Meter, beim Taubenstorchschnabel (Geranium columbinum) 1,5 Meter, beim Sumpfstorchschnabel (Geranium palustre) 2,5 Meter, bei der gefingerten Lupine (Lupinus digitatus) 7 Meter,

Digitized by Google

beim echten Bärenklau (Acanthus mollis) 9,5 Meter, beim Streusandbüchsenbaum (Hura crepitans), einem Gewächs des tropischen Amerika, 14 Meter, und bei der Purpur-Bauhinie (Bauhinia purpurea) sogar 15 Meter. Daraus ergibt sich, daß die Verbreitungsmöglichkeit solcher Schleuderfrüchte recht verschieden ist.

Zur Zeit der Reife wird das Gewebe der Schleuderfrüchte in starke Spannung versetzt, wodurch es sich an bestimmten Stellen trennt. Die abgetrennten Teile ziehen sich zusammen oder biegen sich um. Dabei werden die Samen, die auf ihnen liegen, fortgeschleudert.

Unser Sauerklee (Oxalis acetosella) besitzt, seinen windgeschützten Standorten im schattigsten Walde entsprechend, Schleudervorrichtungen. Bei dieser Pflanzengruppe wird die Spannung der Gewebe durch starke Quellung der Zellhäute verursacht. In einer tieferen Schicht der Samenhaut bildet sich ein besonderes Schwellgewebe aus; es besteht aus prallen Zellen und ist im Gegensatz zu den äußeren Zellschichten der Samenhaut straff gespannt. Reift der Same, so quellen die prallen Zellen überdies noch auf. Infolgedessen gibt die äußere Schicht der Samenhaut dem Drucke nach und reißt. Die den Riß begrenzenden Ränder rollen sich mit raschem Ruck zusammen; dadurch erhält der eingeschlossene Same einen kräftigen Stoß und fliegt durch den unmittelbar von ihm aufgerissenen Spalt hinaus.

Eine der merkwürdigsten Schleudervorrichtungen besitzt die Spritzgurke oder Eselsgurke (Ecballium elaterium). Diese zu den Kürbisgewächsen gehörende Südeuropäerin bringt als Frucht eine grüne, mit Borsten besetzte, fleischige Gurke an einem hakenförmigen Stiele. Er ragt mit seinem Ende gleich einem Zapfen in den Hohlraum der Frucht hinein. Zur Reifezeit der Samen

Digitized by Google

verwandelt sich das sie umschließende Gewebe in eine schleimige Masse; auch die Zellen um den Stiel lösen sich auf. Dadurch lockert sich die Verbindung des Stieles mit der Frucht. In der Wand der Gurke ist eine stark gespannte Schicht aus prallen Zellen vorhanden; sie hat das Bestreben, sich auszudehnen. Solange die Samen nicht reif sind, wird sie durch das straffe Gewebe in der Nachbarschaft des Stieles daran gehindert. Jetzt aber ist dieses Hindernis zerstört, die Gurke fällt herab. Sofort dehnt sich die Gewebeschicht aus und preßt das Fruchtinnere zusammen, und die Samen werden samt dem sie umgebenden Schleim mit großer Gewalt aus dem Loch, in dem der Stiel saß, ins Freie gepreßt.

Bei anderen Pflanzen quellen die Zellhäute nicht auf, sondern sie trocknen aus. Das ist beim Sumpfstorchschnabel (Geranium palustre) der Fall. Durch das Austrocknen verkürzt sich eine besondere Schicht der Fruchtwand und ruft ein Krümmen, Rollen oder Umbiegen bestimmter Fruchtteile hervor. Bei anderen Pflanzen geschieht das Verschleudern der Samen mit ganz ähnlicher Wirkung, aber die Ursache ist eine andere und beruht nur auf der Biegsamkeit der Stengel und Fruchtstiele. Bei vielen Korbblütlern stehen die Fruchtköpfchen auf langen, biegsamen Stengeln; zur Reifezeit lösen sich die Samen von ihren Stielchen und ruhen im Grunde des Fruchtkörbchens. Sobald nun durch einen Windstoß oder ein anstreifendes Tier der Stengel, der die Fruchtkörbchen trägt, zur Seite gebogen wird und wieder zurückschnellt, fliegen die Samen hinaus. In diesem Falle muß ein Anstoß von außen erfolgen.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Eine Orakeltabelle für Wißbegierige

Seit uralter Zeit bemühen sich die Menschen, den Schleier der Zukunft zu lüften, um zu erfahren, welche Geschicke ihnen bevorstehen. Man achtete auf Zeichen aller Art und suchte ihren vermeintlich geheimen Sinn zu deuten. Es gab Traumorakel und Ausleger dieser dunkeln Vorgänge, die sich während des Schlafes im menschlichen Gehirn abspielten. Aber die Traumsymbolik erlaubte alle erdenklichen Auslegungen, und so hieß es bald: „Träume sind Schäume." Wunderliche Erklärungen dieses nächtlichen Gaukelspieles hat man zu allen Zeiten versucht, und heute noch gibt es Leute, die im „Ägyptischen Traumbuch" nach der Bedeutung ihrer Träume suchen. Auch sonst fehlt es bis heute nicht an weisen Männern und Frauen, die es verstehen, den Wißbegierigen das Geld aus den Taschen zu locken und die Gläubigen mit mehr oder weniger dunklen Weisſagungen zu beglücken. Sie lesen die Zukunft aus den Sternen, oder verkünden sie aus den Karten. Wir möchten nun unseren Lesern eine launige Wahrsagetabelle bieten, die geeignet erscheint, mit diesen Künsten zu wetteifern. Wenn an langen Winterabenden ein heiterer Kreis beisammen ist, wird der eine oder andere gerne eine Frage an das Orakel stellen und seinen Spruch vernehmen. Vor allem für allerlei körperliche, aber auch für seelische Nöte findet man in der Orakeltabelle Rat. Wenn ein Witzbold naseweise Fragen stellt, ist es wohl möglich, daß ihm das Orakel gehörig heimleuchtet, und niemand wird das den in den Zeichen verborgenen Geistern verübeln, denn es gibt unter ihnen auch solche, die kein Blatt vor den Mund nehmen und sich ein bißchen drastisch äußern. Es kann aber auch geschehen, daß die Antworten ein wenig unverständlich ausfallen. Das gehörte ja von jeher zur Orakelweisheit und Geisterwirtschaft. Und damit muß man sich eben auch in solchen Fällen abzufinden suchen. Trifft das ein, dann kann

Digitized by Google

man es halten wie die Spiritiſten und Okkultiſten, die ja auch nicht um „Erklärungen" verlegen ſind, wenn die Geiſter dann und wann Unſinn ſchwätzen oder irgendwie Schabernack treiben. Entweder iſt ein Ungläubiger anweſend, deſſen Verhalten die

1.

G	O	Z	B	V	U	J	S	W	E	F	W	E	I	N	E
I	A	W	F	E	S	E	F	D	C	H	I	E	I	T	L
E	E	H	R	S	N	F	I	L	H	N	E	S	S	B	E
M	E	L	F	R	C	W	A	L	M	I	B	A	L	H	A
R	L	T	C	A	L	I	E	E	I	O	I	H	R	L	C
I	R	S	S	S	T	W	S	H	N	E	T	I	T	I	A
W	W	L	*	*	S	*	S	E	A	A	I	*	*	T	*
T	R	E	E	C	*	*	*	*	*	E	R	R	H	*	*
*	*	*	*	E	E	I	*	*	*	*	*	*	*	*	S
*	*	*	*	*	*	*	*	T	*	*	*	*	*	*	*

2.

A	A	A	A	A	A	A	A	A	L	L	L	L	L	L	L
L	L	S	S	S	S	S	S	S	S	S	R	G	H	B	W
K	E	L	E	A	U	E	E	I	U	I	E	I	S	T	I
S	R	E	N	T	N	C	E	L	T	K	R	Z	Z	F	H
S	S	E	S	Z	I	T	A	E	R	A	S	A	E	G	E
C	H	E	M	M	M	S	E	R	H	I	Z	E	I	E	T
S	E	E	L	E	K	T	S	E	H	T	A	F	P	U	T
A	R	E	T	R	E	T	R	E	C	W	I	U	Z	*	*
*	L	H	E	L	N	N	*	*	*	*	E	G	*	G	E
*	*	*	*	*	*	*	*	I	*	*	*	*	*	*	*

3.

Z	Z	B	Z	Z	B	Z	Z	Z	U	U	E	U	U	E	U
U	W	R	R	I	R	R	I	R	R	E	V	F	V	E	B
B	B	V	C	E	O	E	R	E	E	E	E	K	R	E	R
H	S	K	S	R	S	E	R	T	A	S	A	E	T	A	D
D	I	L	E	E	I	R	U	L	E	L	T	R	M	T	E
S	U	R	G	U	U	P	I	I	R	N	U	U	N	N	F
G	B	O	G	N	N	G	G	U	U	U	T	*	G	G	*
*	N	N	N	T	*	*	*	*	*	G	G	G	U	*	*
*	*	*	*	*	*	N	*	*	*	*	*	*	*	*	G

Geiſter kränkt, oder ſie ſind aus anderen Gründen ſchlecht aufgelegt und zu Foppereien geneigt, um Ruhe vor den Beſchwörern zu haben. Werden doch gerade in unſerer Zeit die Geiſter entſetzlich angeſtrengt. Kein Wunder, wenn ſie einmal unwillig werden oder ſogar ſtreiken. Unter den Geiſtern gibt es eben auch kobold=

Digitized by Google

artige, schabernäckische Wesen, die manchmal auf die klarsten Anfragen mit irgendeinem verdrehten Ulk antworten, dessen Sinn nicht klar und eindeutig ist. Man muß dabei bedenken, daß die Orakelsprüche immer vieldeutig gewesen sind, so daß es häufig

4.	D	D	D	D	D	V	D	D	D	E	E	E	E	E	O	E
	E	E	I	I	I	I	I	N	I	I	I	N	N	N	N	N
	H	N	N	N	E	E	E	E	E	U	E	E	E	S	R	R
	R	R	E	S	S	S	H	D	R	E	F	H	S	L	L	U
	U	O	I	A	N	C	O	E	S	M	T	T	U	E	H	S
	I	T	M	E	E	L	R	N	E	C	E	H	N	L	H	A
	U	N	H	N	E	N	K	E	U	P	M	T	S	I	A	E
	I	G	F	A	S	*	T	S	I	T	E	E	U	I	*	*
	E	T	*	N	N	L	N	*	*	*	*	*	*	S	S	N
	*	*	*	*	*	*	*	*	S	*	*	*	*	*	*	*
5.	E	E	Z	E	D	E	E	E	E	I	I	W	I	I	T	I
	I	I	N	N	E	N	E	W	N	N	N	D	W	I	E	Z
	A	E	E	E	A	E	G	S	W	S	S	D	B	M	I	L
	C	A	L	T	E	A	P	C	A	H	N	E	R	R	L	F
	H	S	L	G	B	A	B	D	B	E	P	A	S	E	F	E
	I	A	S	U	F	J	R	P	O	G	D	E	N	M	A	T
	R	H	E	*	I	S	U	C	R	E	R	H	*	*	C	E
	K	A	D	F	E	*	*	H	T	E	N	I	E	I	*	*
	*	Z	*	*	G	I	R	*	*	*	E	*	*	T	G	A
	*	*	*	*	*	*	*	E	T	*	*	*	*	*	*	*
6.	A	O	A	S	G	U	N	R	N	N	F	N	E	A	N	I
	E	I	Z	T	Z	H	N	V	C	C	C	U	D	U	R	Z
	E	H	H	H	S	I	W	F	N	R	T	T	T	E	E	E
	O	U	M	S	B	A	H	N	N	E	E	E	C	R	B	E
	L	D	R	T	I	H	A	Z	N	I	E	D	Z	D	A	U
	U	*	C	N	E	L	L	E	C	W	*	H	*	R	I	I
	D	H	E	*	*	*	L	C	C	L	B	I	*	*	*	I
	H	H	I	A	S	*	*	*	C	*	*	C	R	E	*	*
	*	H	*	*	H	*	N	*	*	*	*	*	*	*	*	*

nötig wurde, sie erst nachträglich richtig zu erklären. Bei guter Laune, wie sie in geselligem Kreise leicht entsteht, wird sich gewiß immer jemand finden, der auch den Doppelsinn der Orakelsprüche aufzulösen versteht. Manchmal kann es auch vorkommen, daß eine geradezu unsinnige Antwort erfolgt, dann liegt es aber meist

Digitized by Google

daran, daß die Frage nicht recht gestellt worden ist. Und auf solche Erklärungen mußte man seit alter Zeit bei allen Orakeldeutern gefaßt sein. Wohin wäre sonst das Ansehen der Wahrsager gekommen, wenn sie keine Erklärung für das Versagen ihrer Weisheit gefunden hätten? Nimmt man dann dunkle Worte nicht in ihrer gewöhnlichen Bedeutung, so wird bei gutem Humor doch noch etwas Heiteres herauskommen.

Wie alle Geister, geben auch die in unserer Tabelle gebannten Vermittler nicht ungerufen Auskunft. Man muß Fragen stellen, um an Hand der geheimnisvoll angeordneten Buchstaben und Sternchen Antwort zu erhalten.

Die Frage soll möglichst nur sechs Worte umfassen, sind es mehr Worte, dann nimmt man nur die sechs ersten. Man zählt nun bei jedem Wort die Buchstaben, betragen diese mehr als neun, dann nimmt man den nach Abzug von neun verbleibenden Rest.

So erhält man zum Beispiel bei einem dreizehnbuchstabigen Wort die Zahl vier. Auf Grund dieser Kennziffern eines jeden der sechs Fragewörter entnimmt man nun die einzelnen Teile der Antwort der gleichfalls in sechs Felder eingeteilten Tabelle. In jedem Feld beginnt man bei demjenigen Buchstaben, den die Kennziffer des betreffenden Frageworts angibt.

Angenommen das erste Wort der Frage hätte fünf Buchstaben, dann nimmt man im ersten Feld den fünften Buchstaben, der den Anfang der Antwort bildet. Man zählt dann vom nächsten Buchstaben ab immer jeden neunten Buchstaben der Reihe nach aus, bis einmal an neunter Stelle statt eines Buchstabens ein Stern erscheint, der anzeigt, daß in dem betreffenden Feld kein Buchstabe mehr zu entnehmen ist.

Um Irrtümer zu vermeiden, sei besonders betont, daß jedoch während des Auszählens auf „Neun" die etwa zwischen den Buchstaben in den Feldern befindlichen Sterne mitgezählt werden.

Auf diese Weise werden zu jedem der sechs Fragewörter aus den entsprechenden Feldern der Tabelle Teilstücke

Digitized by Google

ausgezählt, die dann, buchstabenweise aneinander gereiht, einzelne Worte und, aus diesen gebildet, die ganze Antwort ergeben.

Zum besseren Verständnis obiger Regeln folgt hier ein Beispiel. Nimmt man an, ein Schalk stellt die Frage: „Welches Mittel hilft bei bösartiger Nasenröte?" Die Zahl der Buchstaben, „Kennziffern", dieser sechs Wörter sind 7, 6, 5, 3, 1 und 9 (im vorletzten Falle: 10 weniger 9 gleich 1).

Man beginnt nun im erſten Feld der Tabelle beim ſiebenten Buchstaben, also bei j, und zählt dann vom nächstfolgenden ab immer jeden neunten Buchstaben aus; der zweite für die Antwort aufzuzeichnende Buchstabe ist demnach e, dann folgen d, e, n, f und so fort.

Im zweiten Feld der Tabelle beginnt man auf Grund der Kennziffer beim ſechſten Buchstaben a und zählt vom folgenden Buchstaben ab wieder jeden neunten Buchstaben aus.

Im dritten Tabellenfeld fängt man mit dem fünften Buchstaben, im vierten Feld beim dritten, im fünften beim erſten Buchstaben, im ſechſten Feld beim neunten Buchstaben an, immer jeden weiteren neunten Buchstaben für die Antwort aufzeichnend. Das Orakel verkündet nun den Spruch: „Jedenfalls wäre als kürzester Weg zur Besserung deiner roten Nase ein Dampfbad nicht abzuweisen." Bedenkt man, wie schwierig es ist, einen derartigen Schönheitsfehler erfolgreich zu behandeln, dann merkt man wohl, wie schlau sich das Orakel aus der Klemme zu ziehen suchte.

Ein anderes Beispiel: Würde jemand fragen: „Welches Mittel hilft bei häufigem Ermüdungszustand?" so lautet der Spruch: „Zweifellos ist als einziges Heil bei der Bekämpfung deiner Faulheit eine derbe Ohrfeige nicht schädlich." Fürwahr, ein grober Geist. Vielleicht erkannte er aber doch, wie es mit der vorgeblichen Ermüdung in Wahrheit beschaffen war. Verhält es sich so, dann wird man die verborgene Weisheit des Orakels bestaunen.

So gibt es eine Fragestellung, ob jemand bald weitere Erfolge beschieden sein werden, worauf das Orakel antwortet: „Heilsam zur Erhaltung eines Schnupfens ist eine — Strafpredigt!" Vielleicht ist darunter ein moralischer Schnupfen zu verstehen, der

Digitized by Google

deshalb länger erhalten bleiben soll, damit der Fragesteller sich klar wird, daß sich Erfolge nur einstellen, wenn man sie selbst zu erringen sucht und nicht hofft, das Schicksal werde rettend für den Untätigen eintreten. Wie gesagt, man muß, wie immer bei Orakelsprüchen, erst etwas nachhelfen, damit sie klarer werden.

Wie auch die Frage gestellt werden mag, stets erhält man eine mehr oder weniger passende Antwort. Bei manchem wird unser Orakel durch seine geheimnisvolle Vielseitigkeit ein respektables Gruseln auslösen, die Rechenkünstler unter unseren Lesern aber decken vielleicht die Geisterschliche auf, und wir würden recht gerne darüber etwas hören, wenn es gelungen sein sollte, das Wesen dieses Orakels zu durchschauen. R. B.

Einen Stiefel vertragen

Daß man vor Jahrhunderten kein Wasser trinken wollte, war nicht ganz unbegründet, denn aus den in den Häusern angelegten Brunnen pumpte man nicht selten einen recht zweifelhaften Trunk herauf. Oft lag die Versitzgrube, in der sich die Abwässer aus den Küchen und die Fäkalien aus dem Abort sammelten, nur wenige Meter entfernt von der Brunnenstube. Deshalb sind einzelne Häuser und ganze Viertel wahre Typhusherde gewesen. Das Trinkwasser wurde mit Recht gemieden, wenn auch der wahre Grund der Furcht davor erst in neuerer Zeit erkannt wurde. Die Freude an einem „guten Trunk" ist aber älter als das Leben in den Städten, die wegen ihrer unhygienischen Anlage wahre Seuchenherde gewesen sind. Bei der Hamburger Choleraepidemie des Jahres 1892 hatte Professor Pettenkofer sein Gutachten dahin abgegeben, daß die Bevölkerung der Stadt sich vierzig Jahre lang mit Abortjauche gewaschen habe, weil sich im Grundwasser ansteckende Stoffe angesammelt hatten. Die früher häufigen Typhus- und Choleraepidemien ließen erst nach, nachdem in den Kanalisationsanlagen die gefährlichen Stoffe abgeführt und für keimfreies Trinkwasser Sorge getragen wurde. Wenn man sich in alten Zeiten gern eins hinter die Binde goß, konnte man dies nicht ohne Grund mit dem schlechten Wasser entschuldigen. Das Trinken in fröhlicher Runde ward kunstvoll betrieben, wovon alte Bräuche

Digitized by Google

Boos von Waldeck, der einen „Stiefel ertragen" konnte, ertrinkt sich das Dorf Hüffelsheim.

Digitized by Google

genugsam zeugen. Und man freute sich an den wunderlichsten Formen von Bechern und Trinkgefäßen. In Freiberg in Sachsen trank man aus silbernen Gefäßen, die einen Bergmann darstellten; anderwärts waren Narrenköpfe beliebt. Möglicherweise kommen die Bezeichnungen „Affe" und „Bär" für Räusche von der Form alter Trinkgefäße. Derlei absonderliche Becher und Gläser sind recht häufig in den Sammlungen unserer Museen zu sehen. Bei dem alten deutschen Satiriker Fischart finden sich unter verschiedenen Gefäßformen auch solche in der Gestalt eines Stiefels erwähnt. Aber schon in dem um das Jahr 1030 verfaßten „Ruodlieb" werden ein paar, wie es scheint, lederne Weinflaschen scherzweise Stiefel genannt. Und so ist auch behauptet worden, daß man früher nicht nur aus wirklichen Damenschuhen, sondern auch aus großen Männerstiefeln getrunken habe. Waren darunter solche, die bis zu den Schenkeln hinaufreichten, dann faßten sie allerdings einen gehörigen „Stiefel". Ob es nun wahr ist oder nicht — es wird erzählt, daß sich der trinkfeste Ritter Boos von Waldeck dadurch das schöne Dorf Hüffelsheim ertrank, daß er einen bis obenhin mit Wein gefüllten Kurierstiefel auf einen Zug bis zur Nagelprobe zu leeren vermochte. Auf jeden Fall hat die Redensart „Der kann einen gehörigen Stiefel vertragen" ein hohes Alter. Mancher trinkfeste Mann könnte wohl auch heute noch einen Kurierstiefel leeren, aber die Geschichte hat einen Haken: der Inhalt kostet heute ein Vermögen. E. Gan.

Aus dem dunklen Afrika

In trüben, schicksalschweren Zeiten kann es leicht geschehen, daß die Menschen an allem irre werden und verzweifelt einer Welt gegenüberstehen, die sie für reif zum Untergang halten. Man ist der Kultur und ihrer grimmig als verfehlt bezeichneten Einrichtungen müde geworden und sehnt sich fort in „reinere, ursprünglichere Verhältnisse". In solchen Zeiten zermarterter Sehnsucht spielte man gerne mit dem Gedanken, die Naturvölker hätten es doch besser. So berauschte man sich nach dem großen Elend, das der ersten französischen Revolution gefolgt war, an einer Dichtung: „Paul und Virginie", in der das idyllische Leben einer Familie

Digitized by Google

fern von aller Kultur verlockend geschildert war. In romantischer Sehnsucht verzehrte man sich nach einem schmerzlosen Dasein unter Palmen, in heller Sonne und unter unverdorbenen Menschen, die der Natur noch näher standen. Diese Dichtung übersah bewußt die schroffen Gegensätze, die das Leben der Kulturlosen von dem der Zeit schieden, in der man nicht gerne mehr leben wollte. Und heute zeigen sich wieder Ansätze zu ähnlichen Schilderungen. Man preist das Dasein in fernen Ländern oder auf einsam gelegenen Inseln und schildert das Leben der Menschen so heiterfröhlich und licht, daß das Verlangen erwacht, in so paradiesischer Unschuld leben zu dürfen.

Hören wir den Bericht eines Mannes, der als Kenner afrikanischer Verhältnisse über Zustände schreibt, die dort für das Erleben eines europäischen Arztes zu den alltäglichen gehören. Ein Negersprichwort lautet: „Des Armen und Kranken Leibwache sind die — Fliegen!" Eine leider nur zu grausame Wahrheit offenbart sich in diesem Bekenntnis, das umso erschütternder wirkt, als es eine allen Schwarzen geläufige Redensart ist. Ihr Sinn ist, nur die Fliegen, aber keine Menschen sind um den Kranken zu finden. Ja, ein ausgemerkelter, dürrknochiger Neger, der hilfesuchend, hohlwangig und hohläugig vor dem Arzt steht, hat die bittere Wahrheit dieser Worte genugsam erfahren. Tagelang suchte er sich des lästigen afrikanischen Fliegengeschmeißes zu erwehren, bis sein Arm müde und matt auf ein halb verfaultes Lager gesunken ist.

Und ein anderes, ebenso aufschlußreiches Sprichwort der Schwarzen ergänzt das erste: „Den Menschen kann man nicht immer lieb haben." Das ist auch eine richtige Fliegenphilosophie, die besagt, solange alles gut geht und die Sonne scheint, läßt sich das Leben gut ertragen. Solange es einem Neger gut ging, als die Kraft der Jugend noch seine Glieder schwellte, er zu fröhlichem Trommelspiel und lustigem nächtlichem Tanz erschien, als er noch lebensfreudig bei den Gelagen mitfeierte und sang, da mochte ihn jeder gut leiden; er war der Stolz des Vaters und die Freude der Mutter. Auch der Häuptling hatte ihn gern gesehen und seine Altersgenossen waren immer um ihn.

Digitized by Google

Da ward er krank, erholte sich nicht wieder und begann dahinzusiechen, von Tag zu Tag elender werdend. Nun gehen sie achtlos an ihm vorüber, selbstsüchtig schreiten sie an der Hütte vorbei, in der er liegt, und sind froh, wenn sie nicht in seiner Nähe sich aufhalten müssen. So bewahrheitete sich das Wort: „Den Menschen kann man nicht immer liebhaben."

Nun muß man nicht glauben, auch die dem Leidenden zunächststehenden Familienmitglieder dächten so. Alle Hausmittel, von denen man Kenntnis hat, werden nacheinander versucht. Wenn keines helfen wollte, holt man den „Heilkundigen". Pfeffer, Baumrinde, Wurzeln, Pisangabfälle und alles Erdenkliche hat der schwarze Medizinmann abgekocht, hat ihn wohl auch mit einem alten, schmutzigen, stumpfen Messer geritzt am Leib, an Armen und Beinen, hat ihn vielleicht mit Kräutern geräuchert, Amulette umgehängt, mit Tierknochen, Schlangenhaut, Magneteisensteinen, Muscheln und Hühnerfedern hantiert, man hat ihn geschröpft, mit ekelerregenden Salben eingerieben, hat ihm, als er elend dalag, mit vermeintlich zauberkräftigem Speichel vermischte Medizin in die Nase und den Mund gespuckt. Alle Mittel sind erschöpft. Nichts wollte helfen.

Der Krankheit soll nun mit stärkerem Zauber begegnet werden. Ein durchreisender Fetischpriester kam eben recht. Er formte aus Lehm oder einem Stück Holz eine menschenähnliche Figur, und früh am Morgen hat sie der Vater des Kranken hinausgetragen an den Urwaldsaum, hat noch ein Ei dazu hingelegt und ein paar Hühnerdärme oder Affenpfoten daran gebunden — von der Hoffnung erfüllt, dadurch den Seelenstoff des Kranken festzuhalten und dem bösen Krankheitsdämon einen Stellvertreter anzubieten mit dieser Lehmfigur.

Der Medizinmann hat sich gütlich getan am Hühnerfleisch und der kräftigen Suppe, während sein Patient, voll Wunden, Schwären und Pusteln, die eklige Brühe hinunterwürgte, die ihm der Heilkünstler zusammengebraut. Kein Vorwurf soll die armen Schwarzen treffen, die keine andere Auffassung vom Zustand eines Leidenden haben und nicht imstande sind, ihm zweckdienliche Hilfe angedeihen zu lassen. Sie kennen nicht die für unsere Ver-

Digitized by Google

hältnisse selbstverständlichen einfachsten Gebote der Krankenpflege und in tausend Fällen ist die Hilfe viel schlimmer als das Leiden selber.

Wie mag einem armen Neger zumute gewesen sein, der sich eine eiserne Kette um die Hüfte legen ließ, um daran einen groben Sack zu befestigen, in dem er jahrelang eine große Geschwulst herumtrug. Ein Negermädchen humpelte mit einer großen, tieffaulenden Wunde zu dem deutschen Arzt, der mehr als vierzig Kessel Wasser über die entsetzlich stinkende Wunde ausleeren mußte, bis man es nur einigermaßen in der Nähe des armen, geplagten Geschöpfes aushalten konnte. In den Wunden einer schwarzen Frau wimmelte es von Maden, die sie den Fliegen, der „Leibwache der Kranken", verdankte, die ihre Eier dort abgelegt hatten.

Einem Mann, der in heftigem Fieber lag, hatte der Negerquacksalber einen schweren Stein auf den Kopf gelegt. Wie viele gehen an den sinnlosen Kuren zugrunde, sterben an septischer Infektion, oder tragen als Folgen scheußlicher Behandlung ein schweres Siechtum. Viele suchen die Station auf, von Schmutz überzogen; ihre Hautfarbe ist nicht mehr schwarz, sondern grau; manche lagen wochenlang in einer rauchgefüllten Hütte, rafften sich zuletzt auf und quälten sich allein unter Schmerzen im heißen Sonnenbrand durch Sümpfe und Pfützen weiter. Viele starben unterwegs.

So sieht das Leben der Naturkinder aus, denen das Leid einer Krankheit widerfährt. Wer möchte die Segnungen der Arzneikunde und Operationstechnik und Hygiene missen, und die Hilfe erfahrener Pfleger? Wer dächte nicht daran, in welch schwerem, jahrhundertelangem Ringen unsere Medizin und Chirurgie so weit kam, daß Hilfe und Rettung möglich ist? Wer wollte in Schmutz und Unrat daliegen, elend und jämmerlich dahinsiechen, von Fetischpriestern und Quacksalbern gewalkt, gezwackt, geräuchert und geschnitten? Ich glaubte früher auch an das Märchen von den „gesunden Naturvölkern", aber nur solange, bis ich nach Afrika kam, wo den Missionsarzt täglich die große Krankheitsnot anstarrt wie ein Riesengespenst.

Es ist ein altes und wahres Wort: die Ferne schönt! Wir erhalten

Digitized by Google

ja auch in Schilderungen aus fernen Ländern meist nur eine Seite des Lebens dargestellt, und zwar nicht die Nachtseite. Wenn wir aus tausend Gründen an unserer Kultur irre geworden, ihr feindlich gegenüberstehen, so tut es doch not, einmal daran erinnert zu werden, wie es dort in schwerer Zeit bei „glücklichen Naturvölkern" aussieht, die es angeblich besser haben als wir. O. Lädrach.

Die letzte Möglichkeit

Im achtzehnten Jahrhundert ging es verschiedentlich drunter und drüber; Kriege brachten Teuerung mit sich und die Staaten, Städte und Gemeinden wußten nicht, auf welche Weise sie die nötigen Summen eintreiben sollten. Einmal beriet man lange hin und her, wie und in welcher Form die Bürger noch besteuert werden könnten. Ein Amtmann wurde gefragt, ob es in seinem Bezirk denn gar nicht möglich wäre, noch weitere Einnahmen flüssig zu machen. Er kraute sich verlegen den Bart und erwiderte: „Die Leute zahlen außer den althergebrachten Steuern noch Kopfgeld, Schatzungsgeld, kurz alle möglichen Gelder. Sollten sie nun dazu noch eins erlegen, so wüßte ich weiter keins, als Fersengeld." O. Lan.

Geheizte „Betten"

Nicht alle Länder sind reich an natürlichen Brennstoffen, die man in der kalten Jahreszeit verheizen könnte. In Nordchina, wo der Winter mitunter recht streng sein kann, ist das Heizmaterial teuer, und da die Chinesen kein Federbett besitzen, macht sich die Kälte oft recht empfindlich fühlbar. Aber man hat doch Mittel gefunden, sich vor übergroßer Kältewirkung zu schützen, so daß man nicht über ein erträgliches Maß hinaus zu frieren braucht. Fast in allen Häusern trifft man eine eigenartige Einrichtung, den sogenannten „Kang". Es ist dies ein etwa sechzig Zentimeter hoher, pritschenartiger Bau, der aus gestampftem Lehm, aber auch aus luftgetrockneten oder gebrannten Ziegeln errichtet wird. Die Oberfläche dieser kastenförmigen Anlage wird da und dort noch mit Steintafeln bedeckt, worauf dann Strohmatten und wollene Decken gelegt werden. Unter dieser Lager-

Digitized by Google

stätte ist eine Heizvorrichtung angebracht, die durch Kanäle die Wärme an die oberen Steine leitet. Wenn diese Anlage auch nicht hinreicht, den ganzen Raum genügend zu erwärmen, so wird doch die Schlafstelle behaglich genug. Der Flächenraum dieser heizbaren „Betten" ist oft so groß, daß fünf bis acht Personen bequem darauf schlafen können.

In Mittel- und Südchina findet man diese Einrichtung nicht. Dort nehmen hölzerne Schlafpritschen mitunter die Hälfte eines Zimmers ein. In der kühlen Jahreszeit stellt man Kohlenbecken auf, die sich leicht von einem Platz zum anderen schaffen lassen. Es gibt aber auch kleine Ziegelsteinöfchen. Auf dem Lande benützt man als Heizmaterial getrocknete Wurzeln, Blätter und Gräser, in den Städten Reisig oder Pferdedünger. F. K. Boh.

Kleiderfarbe und Jahreszeiten

Die physikalischen Gesetze, wonach sich dunkel gefärbte Körper und Stoffe im Sonnenschein rascher und stärker erwärmen als hellere oder gar völlig weiße, sind uns genau bekannt. Wenn auch in älterer Zeit keine zutreffenden Erklärungen möglich waren, so fehlte doch nicht die durch praktische Erfahrungen gewonnene Einsicht. So hatten die Färber gefunden, daß schwarze Tücher weit rascher in der Sonne trockneten als weiße. Sie wußten auch, daß die Stärke des Gewebes dabei keine besondere Rolle spielte. Mancher Hausfrau ist es vielleicht schon aufgefallen, daß dunkle, zum Trocknen in der Sonne aufgehängte Stoffe rascher abgenommen werden konnten, als die gleichzeitig auf das Seil gehefteten weißen Leinenstücke. Benjamin Franklin, der von 1706 bis 1790 lebte, beschäftigte sich außer mit anderen physikalischen Untersuchungen auch mit diesem Problem. Er stellte dabei einen Versuch an, der sich zur Winterzeit leicht wiederholen läßt. Franklin nahm gleich große Stücke von geringem Ausmaß von schwarzem, tief purpurfarbigem, dunkelblauem, hellblauem, grünem, gelbem, rotem und weißem Tuch und legte sie am Morgen eines sonnigen Wintertages auf den Schnee. Nach einigen Stunden hatte sich das schwarze Stück, das am meisten erwärmt worden war, so tief in den Schnee eingesenkt, daß es die Sonnenstrahlen teilweise

Digitized by Google

nicht mehr beschienen. Je nach dem Grad der Dunkelheit der Stoffstücke waren alle weiteren mehr oder weniger tief in den Schnee eingesunken. Das weiße Tuch war auf der Oberfläche liegen geblieben. Franklin berichtete darüber auch an eine ihm befreundete Dame, die er darauf aufmerksam machte, welche Schlüsse daraus auf die Farbe der Kleider zu verschiedenen Jahreszeiten zu ziehen seien. Er schrieb: „Gehen Sie einmal bei großer Sommerhitze halb weiß, halb schwarz gekleidet nur eine Viertelstunde spazieren und fühlen Sie dann bald das eine, bald das andere Kleidungsstück an, so werden Sie finden, daß das schwarze ganz heiß geworden, das weiße hingegen kühler geblieben ist. Es folgt hieraus, daß man bei warmem Wetter und in der Sonne keine dunkeln, sondern möglichst helle Kleider tragen sollte." Unbekümmert um die Mode müßten Sommerhüte weiß sein.

Franklin erwähnte auch, daß es sich empfehlen dürfte, die Mauern in den Obstgärten schwarz anzustreichen, da sie dann tagsüber mehr Wärme annehmen würden, die, während der Nacht ausstrahlend, vor Nachtfrösten sichern und später auch das Reifen der Früchte befördern könne.

Daß die Mode tyrannisch ist, geht auch daraus hervor, daß trotz der Einsicht in diese physikalisch erklärten Vorgänge immer wieder einmal dunkle Kleider während der sonnigen Jahreszeit, auch wenn dies noch so lästig empfunden wurde, getragen werden müßten. M. Rot.

Der Spuk im Schloß

In Frankreich verursachte in der Picardie um 1690 eine Gespenstergeschichte großes Aufsehen. In einem Schloß unweit Breteville schien es die ganze Nacht hindurch, als ob einzelne Zimmer im Feuer ständen. Schreckliches Geheul ließ alle erbeben, die es vernahmen. Niemand getraute sich, dort zu wohnen, und wer es je einmal wagte, dort zu übernachten, den gelüstete es nie wieder danach, so gewaltig waren die Schrecken, die er auszustehen hatte. Es kam vor, daß so vorwitzige Leute schwer mißhandelt wurden. Die Bauern in der nächsten Gegend sahen feurige Geister

Digitized by Google

in der Luft. Ein Landmann hatte auf einer Wiese beim Schloß Gerichtsherren in feurigen Kleidern gesehen, die im Kreis saßen und über den Tod eines Edelmanns Gericht hielten, dem man einst den Hals abgeschnitten hatte. Dieses Geistertreiben, das mehrere Jahre währte, verursachte dem Besitzer des Schlosses nicht geringen Schaden, denn er mußte es um ein Spottgeld verpachten. Eines Tages reiste der Edelmann nach seinem Landgut und behielt dort in seinem Schlafzimmer zwei Verwandte bei sich, junge, unerschrockene Männer, die entschlossen waren, beim geringsten Lärm, den sie hörten, oder der ersten Erscheinung mit Degen und Pistolen auf die Geister loszugehen.

In der Nacht erhob sich über dem Schlafgemach ein gewaltiger Lärm, Ketten klirrten, Geschrei erschütterte die Wände und des Pächters Frau und Kinder liefen zu ihrem Herrn und baten ihn fußfällig, bei seinem Seelenheil möge er doch ja nicht in die Kammer hinaufgehen. Herr von Fecacour wagte es aber doch und kam bald mit einem verrenkten Arm zurück. Herr von Burselles wollte sich tapfer erweisen, wurde aber mit einem Haufen Heu überschüttet und fühlte sich am nächsten Tag nicht zum besten.

Dann erholten sich die jungen Leute doch so weit, daß sie in der nächsten Nacht, als der Geisterspektakel wieder losging, mit Pistolen und Licht anrückten. Zuerst bemerkten sie einen dicken, schwefligen Rauch und schnell aufblitzendes Feuer und plötzlich sahen sie den Geist. Es war eine schwarze, kleine Gestalt mit Hörnern und Schweif. So schreckhaft war der Anblick, daß einer der jungen Männer sagte: „Es ist was Übernatürliches! Wir wollen gehn.“ Der junge Burselles blieb und rückte dem Gespenst zu Leibe; er zielte gut und erschrak. Das Gespenst blieb stehen; ja es rückte sogar auf ihn los. Da wollte der junge Mann doch sehen, ob der Geist nicht zu fassen sei, lief herzhaft auf ihn zu, aber die Erscheinung verschwand aus dem Zimmer und fuhr über eine kleine Wendeltreppe hinunter. Burselles eilte hinterdrein, verfolgte das Gespenst durch den Garten, dann über Felder und Wiesen bis an einen Meierhof, wo es verschwand. Beharrlich rief der junge Mann Leute herbei, und man zog nun die teuflische Gestalt aus einem Winkel. Als sie im Licht stand, sah man, daß

Digitized by Google

ein Kerl in einer Ochsenhaut steckte, die kunstvoll zugeschnürt war. In seiner Angst gestand der vermeintliche Geist, er sei von dem Pächter dazu bestimmt worden, diese Rolle zu spielen. Nun kam die Geistergeschichte vor Gericht, und der Pächter, der den Plan ausgeheckt hatte, um billig zu sitzen, nachdem er das Schloßgut durch den Rumor in Verruf gebracht, mußte die Pachtsumme für fünf Jahre nachzahlen und wanderte überdies ins Loch.

Heute sind wir wieder so weit, daß bei ähnlichen Verrufsmanövern, die von Gaunern unternommen werden, um ein Haus oder ein Anwesen zu entwerten, die Okkultisten von Wundern fabeln. Broschüren werden geschrieben und ein Geschrei in die Welt gesetzt über „Manifestationen aus dem Geisterreich", wenn irgendwo Teller und Holzstücke, Steine und alte Kartoffeln durch die Luft fliegen. Es ist eine Lust zu leben in einer Zeit, die fähig ist, die elendesten Gaukeleien dummschlauer Betrüger für „Offenbarungen aus der vierten Dimension" zu halten. O. M.

Im gewohnten Fahrwasser

Es sind nicht immer die großen Haupt- und Staatsaktionen, aus denen ein nachdenkliches Gemüt die richtigen Schlüsse zu ziehen vermag, kleine und höchst unscheinbare Geschehnisse sind oft viel aufschlußreicher als bedeutsame, zum Fenster hinaus gehaltene Reden von Parlamentariern. So berichtete kürzlich der „Manufakturist": Die australische Regierung schickte eine größere Anzahl von jungen Australiern nach England, die dort erzogen werden sollten. Die erste Abteilung dieser Zöglinge ging in Sidney an Bord eines englischen Ozeandampfers, nachdem sie zuvor vom Generalgouverneur gebührend empfangen und begrüßt worden war. Vor der Abfahrt nach England erhielt jeder junge Australier einen Anzug aus australischer Baumwolle und eine — Bibel! Das erinnert an ein treffliches Wort des Dichters Theodor Fontane, der einmal zur Charakteristik der Engländer bemerkte: „Sie tragen Christus auf den Lippen, in ihrem Herzen aber meinen sie — Kattun." O. Maur.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Georg Engel

Romane, Novellen u. a.

Die Herrin und ihr Knecht. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Claus Störtebecker. Roman. 2 Bände. Geh. 36 Mark, geb. 54 Mark.
Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman. Geh. 30 Mark, geb. 48 Mark, in Ganzleder-Einband 125 Mark.
Hann Klüth, der Philosoph. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Die vier Könige. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Der Fahnenträger. Roman. Geh. 18 M., geb. 36 Mark.
Kathrin. Roman. Geh. 18 M., geb. 36 M.
Die Furcht vor dem Weibe. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Die Leute von Moorluke. Novellen. Geh. 12 Mark, geb. 26 Mark.
Der verbotene Rausch. Novellen. Geh. 10 Mark, geb. 24 Mark.
Die heitere Residenz. Lustspiel. Geh. 8 Mark, geb. 20 Mark.
Der scharfe Junker. Komödie. Geh. 10 M., geb. 20 Mark.
Das Hungerdorf. Novellen. Geh. 10 M.
Die Unsichtbaren. Schauspiel. Geh. 8 M.
Das lachende Mirakel. Schauspiel. Geh. 8 Mark.
Die Hochzeit von Posl. Komödie. Geh. 8 Mark.
Im Hafen. Drama. Geh. 8 Mark.
Der Hexenkessel. Schauspiel. Geh. 8 M.
Über den Wassern. Drama. Geh. 8 M.
Der Ausflug ins Sittliche. Komödie. Geh. 8 Mark.
Ein Schäferstündchen. Spiel in einem Aufzug. Geh. 3 Mark.
Die keusche Susanna. Komödie. Geh. 8 M.
Der Abschied. Schauspiel. Geh. 8 Mark.

Georg Engel ist ein Großer unter unsern Heimatdichtern, nach den Stimmen der Kritik „ein Schatzgräber, der aus den heimlichsten Schächten deutschen Empfindens güldene Herrlichkeiten zutage fördert" (Wien, Neue Freie Presse) und „der sich seinen Platz neben Reuter und Raabe auf eigener Höhe sichert" (Berliner Tageblatt). Was er schuf, sind Worte wahrer Erzählungs- und Dichtkunst.

Jakob Schaffner

Romane und Novellen

Der Dechant von Gottesbüren. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Kinder des Schicksals. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Die Irrfahrten. Roman. Geh. 10 Mark, geb. 24 Mark.
Die Weisheit der Liebe. Roman. Geh. 18 Mark, geb. 36 Mark.
Die Laterne. Novellen. Geh. 10 Mark, geb. 24 Mark.
Die Goldene Fratze. Novellen. Geh. 15 Mark.

Jakob Schaffner, dieser feinsinnige in Berlin lebende Schweizer Dichter geht in vielem in den Bahnen Gottfried Kellers, aber mit zeitgemäßer Auffassung. Kein Vielschreiber, gab er aus der Fülle und Tiefe wahren Erlebens eine knappe Reihe von Romanen und Novellen, die zu den besten ihrer Art zählen und bleibende Werte darstellen. Alle atmen die echte germanische Dichterfähigkeit, das Große im Kleinen zu erkennen, das Schöne im Unscheinbaren, das Weitweite, Ewige im räumlich Engsten.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Licht und Kraft

Grundlagen und Anwendungen der Elektrizität

Ein Lehr- und Handbuch zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann

Von **Th. Schwartze**

Neu bearbeitet von **Es. Welter**

14.—21. Auflage / 552 Seiten mit 556 Abbildungen

In Halbleinen gebunden Preis 78 Mark

... In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Deutsche Technikerzeitung.

Typendrucker für drahtlose Nachrichtenübermittlung

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Erbes Wörterbuch

der

deutschen Rechtschreibung

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbuch der Worterklärung, der Namendeutung und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Mit einer Liste unechter Fremdwörter und Winken für Druckberichtigungen (Korrekturen).

Bearbeitet von **K. Erbe,**

Gymnasialrektor a. D. in Ludwigsburg.

Fünfte, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage bearbeitete und erweiterte Ausgabe / 102.-111. Tausend.

Enthält über 100 000 Wörter.

Gebunden Preis 36 Mark.

Ein enormes Wortmaterial ist in dem Buch angesammelt, dabei wurde größte Deutlichkeit, Übersichtlichkeit der Anordnung in allen Teilen durchgeführt. Der Verfasser hat es verstanden, gerade die Wörter und Wortbildungen in den Vordergrund zu stellen, die erfahrungsgemäß am meisten zu Irrtümern und Zweifeln Anlaß geben. Da auch so ziemlich alle und selbst die seltensten Fremdwörter in das Buch aufgenommen sind, dient dieses zugleich als bequemstes Fremdwörterbuch. Vorangestellt ist dem Buch eine eingehendere Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Wo Gewicht auf eine korrekte Abfassung der Briefe und sonstigen schriftlichen Arbeiten gelegt wird — und das sollte überall, besonders auch in allen Kontoren der Fall sein — da sollte Erbes Wörterbuch nicht fehlen.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881003

Digitized by Google